

Rezensionen

Joachimsthaler, Jürgen: Text-Ränder: die kulturelle Vielfalt in Mitteleuropa als Darstellungsproblem deutscher Literatur. Bd. I: Schreib-Weisen (X, 483 S., Ill.); Bd. II: (Post-) Koloniale Textur (VIII, 461 S., Ill.); Bd. III: „Dritte Räume“ (476 S.). Heidelberg: Winter 2011 (Probleme der Dichtung; 46), ISBN 978-3-8253-5919-5

Drei sorgfältig ausgestattete Bände mit insgesamt mehr als 1400 Seiten, geliefert in einem analog zu den Einbänden gestalteten Schuber, ermöglichen dieser literaturwissenschaftlichen Studie einen vergleichsweise repräsentativen Auftritt. Solches ist man im Publikationsbetrieb „Wissenschaft“ mit seinen preisgünstig produzierten Kleinauflagen nicht mehr unbedingt gewohnt. Um es gleich vorzuschicken: Der Titel „Text-Ränder“ sollte nicht etwa suggerieren, dass es in der vorliegenden Arbeit um ein Randthema deutschsprachiger Literaturgeschichte und -wissenschaft geht. Schon ein flüchtiger Blick in die drei Bände lehrt, selbst wenn man nur die Namen der behandelten Autoren zur Kenntnis nimmt, dass es um ein umfangreiches und gewichtiges Konvolut deutscher Texte – und nicht nur dieser – gehen wird.

Jürgen Joachimsthaler beschränkt seine Untersuchung bereits im weiteren Titel auf „Mitteleuropa“, das heißt, die an Deutschland angrenzenden Räume im Norden, Süden und Westen bleiben ausgeklammert. Explizit ausgeschlossen bleiben auch die Literaturen der anderen deutschsprachigen Länder. Gegenstände der Studie sind „Textreihen“ vom 18. bis zum 21. Jahrhundert. Damit ist auch der politisch-geografische Rahmen abgesteckt, der für diese Literatur und ihre Analyse relevant ist: Preußen, das Deutsche Reich und seine Nachfolger, die östlich und südöstlich angrenzenden Länder und deren Nachfolgestaaten. Inbegriffen sind jedoch – und das war früher bei Weitem nicht selbstverständlich für die deutsche Literaturwissenschaft – die innerhalb der Grenzen Preußens und des Reiches lebenden ethnisch „nichtdeutschen“ Volksgruppen. Und darum geht es, plakativ zusammengefasst, in Joachimsthalers Arbeit: Wie werden die jeweils „Anderen“ in der deutschen Literatur dargestellt? Das bezieht sich gewiss bevorzugt auf die „Höhenkammliteratur“ (I, 132), schließt jedoch die Populärliteratur erklärtermaßen nicht aus.

Zwangsläufig werden entsprechende Textanalysen, die nicht von ihrem politischen und sozialen Kontext abstrahieren wollen, prägnant ideologiekritisch ausfallen. Das macht schon die auf Assimilierung der nichtdeutschsprachigen Bevölkerung orientierte Innen- und Kulturpolitik des Wilhelminischen Reiches erforderlich. Seit der Reichsgründung 1871 (spätestens) wurde anderssprachige Literatur aus dem Reichsgebiet diskriminiert. Es gab sie, aber sie war uner-

wünscht. Der Autor behandelt sie in einem ausführlichen Überblick im Kapitel „Literatur(en) in Deutschland“ (I, 77-125): die Literaturen und Sprachen der Sorben, Litauer und vor allem Polen – mit allen ihren Varietäten – und stellt sie in den multikulturellen Raum des Deutschen Reiches: „Offensichtlich wurde deutsche Nationalliteratur über einen Raum geschrieben, der nicht nur deutsch war“ (I, 99).

Zu dem die Arbeit fokussierenden Terminus „Text-Ränder“ beruft sich Joachimsthaler zunächst auf den Anglisten Wolfgang Iser (I, 48), der innerhalb seiner Rezeptionsästhetik (zuerst 1970) die „Appellstruktur“ von Erzähltexten untersuchte und dabei die Funktion von Leer- bzw. Unbestimmtheitsstellen für das Textverständnis des „impliziten Lesers“ (Iser) hervorhob. Wie er diesen Begriff für seine Untersuchung handhaben will, macht der Autor erfreulicherweise gleich zu Anfang des ersten Bandes mittels eines konkreten Beispiels im Kapitel „’Drei Adler’. Myslowitz. Ein Vorspiel“ (I, 3-45) klar – noch bevor er seine eigene bündige Definition liefert. Er führt den Leser dazu an diese ehemalige „Dreikaiserecke“ in die Stadt Myslowitz (heute poln. *Mysłowice*), bei der bis zum Ersten Weltkrieg das Deutsche Kaiserreich an die Donaumonarchie und das Zarenreich stieß. Mit einigen deutschsprachigen Texten, die den Platz an der südöstlichen Grenze Oberschlesiens zum „literarischen Ort“ wählten – zu Ende des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts – zeigt er, wie der Ort selbst zur „Markierung einer Grenze auch des Textes“ (I, 56) werden kann. Leerstellen im Text, beispielsweise in Th. Fontanes (1819-1898) „Vor dem Sturm“ (1878), verweisen auf das ganz Andere, auf die „Anderen“ jenseits der Grenze, ein „Außen“ jedenfalls, in diesem Fall Polen im Zarenreich. So kann Joachimsthaler für sein Verständnis und seine analytische Praxis definieren: „Text-Ränder verweisen auf ihr eigenes ‘Außerhalb’, indem sie auf das verweisen, was sie auslassen [...]“ und damit das Ausgesparte evozieren und es zugleich konturieren: „[...] als (oft von Wertungen eingerahmten) innertextuellen Anlass für Vermutungen über dieses Ausgesparte“ (I, 59). Diese „Leerstellen“ öffnen sich, so ihre Funktion, der Phantasie des Lesers und sollten deshalb als „kalkuliert“ wahrgenommen werden (I, 60).

Auf dieser Basis untersucht Joachimsthaler, auch mit mancherlei Exkursen, im Verlauf der Arbeit „Textreihen“ zur deutsch-sorbischen, deutsch-litauischen, deutsch-polnischen und deutsch-chodisch-tschechischen Literatur. Die angrenzenden anderssprachigen Literaturen – es geht nicht zuletzt um die „interkulturellen Verflechtungen“ – sollen möglichst einbezogen werden: „Wie werden Texte dem ‘Anderen’ gegenüber abgegrenzt, wie ihm gegenüber geöffnet, wie strukturieren sie ihren Aufbau, um die jeweiligen Textrand-Konstruktionen zu ermöglichen?“ (I, 125) – so die umfassende Fragestellung. Um diese literari-

sche Interkulturalität in allen Facetten erfassen zu können, hat man es allerdings mit unterschiedlichen Sprach- und Kommunikationsarealen zu tun, die der Autor als „Semiosphäre der jeweiligen Sprache“ bezeichnet (I, 153) und die vermutlich selbst ihm gewisse Beschränkungen auferlegen. Fruchtbar sind auf alle Fälle seine Hinweise auf nicht selten zu findendes „code-switching“ in literarischen Texten, wo anderssprachliche Äußerungen wiederum Text-Ränder markieren. Solche „Alteritäten“ wurden jedoch, so seine Feststellung mit Hinweis auf die deutsch-polnischen Ortsnamenwechsel vor und nach 1945, oft als „fremde“ Elemente ideologisch ausgeschaltet (I, 160 ff.). Gegenbeispiele für eine „offene Textur“, das heißt für einen Wechsel zwischen Semiosphären und Kulturräumen, für Offenheit für das scheinbar Fremde findet er im Werk des Königsbergers J. G. Hamann (1730-1788), bei J. G. Herder (1744-1803) und Jean Paul (1763-1825), Paradigmen für „geschlossene“ Texturen bei der Darstellung der „Anderen“ in G. Freytags (1816-1895) Polen-Bild in dessen Entwicklungsroman „Soll und Haben“ (1855). Letztlich taugt die gesamte „Ostmarkenliteratur“ – hier repräsentiert u. a. durch F. Dahn (1834-1912) und P. O. Höcker (1865-1944) – zur Analyse von Erzähltexten, die unmissverständlich auf Konfrontation und Polarisierung gegenüber den polnischen Nachbarn zielten (I, 190-204).

Dass im Mittelpunkt der deutschsprachigen Literatur, so weit sie Joachimsthaler unter dem Aspekt der Text-Ränder behandelt, die Nachbarschaft zu Polen steht, hat historische Gründe und ist Qualität und Quantität der vorhandenen Textreihen zu danken. Für Leser der „Annaberger Annalen“ werden die Analysen der Texte zu den baltischen Nachbarn, Litauern und Pruzen von betontem Interesse sein. Ihnen wendet sich der Autor sozusagen auf historischer Ebene und damit der „Erfindung der Vergangenheit der Alterität“ (I, 205-235) zu. Damit treten zunächst der Deutsche Orden, seine Kolonisation und sein Staat im späteren Preußen und die darauf bezogene Literatur in den Vordergrund. Doch auch darin, zwischen F. L. Z. Werner (1768-1823) und wieder G. Freytag, dominiert der Polen-Aspekt. Erst bei Adam Mickiewicz (1798-1855) und seinem Epos „Konrad Wallenrod“ (1827) mutiert der Orden aus der litauischen Perspektive zu dem „Anderen“ jenseits der Grenze, die der *Njemen*, die *Memel* bildete. Dazu muss allerdings der Hochmeister in der literarischen Fiktion zum verkappten Litauer ernannt werden (I, 226) – auch das eine bedenkenswerte Möglichkeit von Text-Rändern.

Erstaunlich differenziert erscheint in Joachimsthalers ausführlicher Analyse das Verhältnis der deutschen Literatur zu den autochthonen Einwohnern Ostpreußens, den Pruzen. Dem dürfte vor allem das historische Selbstverständnis des preußischen Staates zugrunde liegen. Immerhin bezog er seinen Namen von

diesem inzwischen nicht mehr existenten baltischen Stamm und etablierte auf dessen Territorium sein Königtum. Joachimsthaler zieht zur Charakterisierung der auf die Pruzzen bezogenen literarischen Inhalte den Terminus „Palimpsest“ heran, mit dem sonst antike oder mittelalterliche wiederverwendete und neu beschriftete Pergamente („Codex rescriptus“) bezeichnet werden. Gérard Genette führte ihn in die strukturalistische Textanalyse ein („Palimpseste. Die Literatur auf zweiter Stufe“, 1982; dt. 1993) und ordnete ihn der Intertextualität zu, nach der Texte immer im Kontext anderer, vorausgehender Texte stehen. Im Zusammenhang mit „Preußen“ und „Pruzen“ beschreibt Joachimsthaler das seinem Palimpsest-Verständnis entsprechende Verhältnis zur preußischen Historie so: „In dem Maße, in dem ‘Preußen’ zur Bezeichnung einer Lebensweise und spezifischen Kultur in einem modernen Staat wurde, stand die Eroberung des Pruzzenlandes für die vom preußischen Individuum auch sich selbst gegenüber anzuwendende Härte [...] und die Pruzzen selbst für die nostalgisch verklärte oder verachtungsvoll perhorreszierte Erinnerung an ein vorkulturelles [...] ‘Vorher’“ (I, 271). So figurieren die Pruzzen dann in der Literatur einerseits als die christlich zu zivilisierenden „Heiden“, beispielhaft bei Werner Freytag und A. Miegel (1879-1964), – andererseits jedoch als zivilisationskritisches Gegenmodell zur preußischen und später deutsch-nationalen Lebenswelt. Als Beispiel für die palimpsesthafte Annäherung zieht der Autor hier zunächst M. L. Rhesa (1776-1840; und dessen Dichtung „Prutena“ (1809) heran. Er verwechselt ihn dann allerdings mit Johannes Rehsa (lit. Jonas Rėza; 1576-1629; I, 286).

Der Ansatz lässt sich fruchtbar auf Arbeiten von Vydūnas (1868-1953), L. Passarge (1825-1912), A. Brust (1891-1934) und vor allem R. Lauckners (1887-1954) „Herkus Monte und der Ritter Hirzhals“ (1937 unter d. Titel „Der letzte Preuße“) anwenden. Im Thema dieses Historiendramas kann Joachimsthaler ein antizivilisatorisches deutsches „Kulturmodell“ ausmachen (I, 305). In manchen Texten deutscher Autoren findet er auf diesem Wege sogar den Versuch, eine biologisch-genetische Verbindung zu den alten Pruzzen herzustellen; so etwa in J. Bobrowskis (1917-1965) „Pruzzische Elegie“, in der er eine Umkehrung der deutschen Ordensstaat-Ideologie findet (I, 314).

Bobrowski ist auch – selbstverständlich, möchte man fast sagen – der letzte Teil des „Litauen“-Kapitels im zweiten Band der Studie, „(Post-) Koloniale Textur“, gewidmet, dessen Textreihen sich, konform mit dem Verständnis des 18. und 19. Jahrhunderts, fast ausschließlich mit den „preußischen“ Litauern beschäftigten. Joachimsthaler beginnt sein Kapitel „Litauische Lieder und Geschichten“ (II, 1-145) mit einem Überblick zur litauischen Sprache in Preußen und dementsprechend bei M. Mažvydas (zwischen 1510 und 1520-1563)

und dessen Übersetzung des Kleinen Katechismus M. Luthers ins Litauische. Dass Mažvydas den Text aus dem Polnischen übertrug (II, 6) ist nicht ganz korrekt; er musste auch lateinische und deutsche Quellen benutzen, um einen vollständigen Text zu bieten. Um diesen und seinen Verfasser der Text-Rand-Problematik zuzuordnen, kommt Joachimsthaler zu dem Schluss, Mažvydas sei doch wohl mehr der christlichen als der litauischen Semiosphäre verbunden gewesen (II, 7) – das möchte man in Litauen gewiss anders akzentuieren. Das Verdikt, der Gebrauch des Litauischen in Wort und Schrift in Preußen im Zeitalter der Reformation (und später) sei kein Verdienst der Hohenzollern gewesen (II, 9), ist in dieser Ausschließlichkeit sicher undialektisch gedacht. Die Übertragung von Aufrufen und Erlassen, aber auch religiöser Schriften in die Volkssprache entsprach kommunikativen Notwendigkeiten, denen lange, bis ins 19. Jahrhundert hinein, umstandslos (und mit kurfürstlicher bzw. königlicher Förderung) entsprochen wurde.

Mit Kristijonas Donelaitis (1714-1780) und seinem Poem „Metai“ kann Joachimsthaler die Text-Ränder in einem litauischen Text aufsuchen, der aus dieser Perspektive die deutschen Bauern und die Amtsleute als die „Anderen“ erkennen läßt. Sie bleiben Leerstellen in der Textur (II, 13). Ganz im Rahmen kolonialer Kontexte versteht der Autor die Rezeption der litauischen „Dainos“, der Volkslieder, in der deutschen Literatur (und Wissenschaft). So wurde die „Naivität“ in den Liedersammlungen Ph. Ruhigs (1675-1749) und Rhesas entdeckt (Lessing: „Welch ein naiver Witz! Welche reizende Einfalt“). Treffend sieht der Autor hier einen insgesamt „folklorisierenden Blick auf die ‘Anderen’“ (II, 37), den er entsprechend auch in der Wahrnehmung der deutschen Wissenschaftler, etwa bei A. Schleicher (1821-1868; II, 33 ff.) konstatiert. Immerhin: „So entstand ein als ‘litauisch’ konnotierter Textraum mit eigenen Text-Rändern innerhalb der deutschen Literatur“ (II, 28). Ein Problem hat der Autor – damit steht er nicht alleine – mit dem litauischen Wort „Daina“ (dt. Lied; plur. „Dainos“), weil er es wiederholt in deutsche Wortverbindungen einbringen möchte: „Daino-Tradition“ (II, 39) oder „Daino-Ausgabe“ (II, 87) kommen dann zustande, mit einem litauischen substantivischen Anteil, den es in dieser Form nicht gibt.

Die folklorisierende und romantisierende Darstellung litauischer Personen in deutschen Erzähltexten des 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts war und ist Gegenstand zahlreicher Untersuchungen deutscher wie litauischer Literaturwissenschaft. Und immer stehen im Mittelpunkt die „Litauischen Geschichten“ E. Wicherts (1831-1902) und H. Sudermanns (1857-1928). Joachimsthaler weist nun darauf hin, dass schon in der Definition Wicherts – und erst recht in den Texten – Litauer immer als Bauern oder Landbewohner, nie als Städter

oder gar Intellektuelle gesehen werden. Verlassen sie das agrarische Ambiente – werden sie „deutsch“. Und damit, so Joachimsthaler, hatten diese Assimilierten außerhalb der Text-Ränder zu bleiben oder „innerhalb derselben als Deutsche dargestellt zu werden“ (II, 36). Er richtet den Blick auch über die „Litauischen Geschichten“ beider Autoren hinaus, etwa auf Sudermanns Drama „Johannisfeuer“ oder die litauischen Randfiguren im Roman „Frau Sorge“. Immer bleiben Litauer auf dieser randständigen Ebene. A. Brust schließlich projizierte seine „Zivilisationsabkehr“ in einigen seiner Kurzdramen in Litauer und deren Umgebung hinein (II, 68). Weil in Deutschland und auch sonst bisher wenig beachtet, ist die Berücksichtigung von C. Ratzkas (1872-1928) Roman „Urte Kalwis“ (1917) von besonderem Interesse. Steht im Mittelpunkt doch eine starke und sich emanzipierende litauische Frau, freilich wiederum aus bäuerlichem Milieu und entsprechend dem „naturnahen“ Ethnos zugewiesen (II, 64-66). Auf den der feministischen Sicht Ratzkas nahekommenden Roman „Fischerfrau von der Nehrung“ (1934) von S. Volkmar (Daten nicht bekannt), der ebenfalls unter dem Aspekt der Text-Ränder aufschlussreich zu analysieren wäre, hat der Autor offenbar verzichtet.

Merkwürdig in Joachimsthalers deutsch-litauischer Textreihe erscheint das Fehlen von J. D. H. Temmes (1798-1881) zahlreichen Kriminalerzählungen und Romanen, in deren Mittelpunkt litauische Personen beiderlei Geschlechts im preußisch-russisch-litauischen Grenzgebiet stehen. Für seinen Forschungsansatz wären die Texte fast paradigmatisch, vielleicht auch unter dem Aspekt der Offenheit für das Fremde gewesen. Schade. – Diese Aufgeschlossenheit für das „Andere“ findet Joachimsthaler wieder im Werk Bobrowskis, der die „wohl endgültig letzte ‘Litauische Geschichte’ der deutschen Literatur schrieb“, nämlich den Roman „Litauische Claviere“ (II, 85). Dennoch sieht er den Autor von Gedächtnislyrik zur deutschen Schuld nicht wirklich frei von der alten Gepflogenheit, die Nachbarn im Nordosten sozusagen aus „höherer“ Perspektive wahrzunehmen: „Bobrowskis Litauer-Bild implizierte zwar nicht Marginalisierung der Litauer (oder Juden), stand aber doch in der Tradition eines die Litauer tendenziell von oben herab zu kindlich einfachem ‘Volk’ idyllisierenden kolonialisierenden Blicks“ (II, 103). Gelegentlicher Widerspruch zu dieser Ansicht dürfte ihm aus Litauen sicher sein. Seine ausführlichen Analysen des Romans und der auf Litauen reflektierenden Lyrik Bobrowskis lassen schließlich doch erkennen, wie hier ein deutscher Autor, vertraut mit einer interkulturell geprägten Landschaft, innerhalb der Text-Ränder ein Miteinander der Menschen – wenn auch unter Schwierigkeiten – denken und formulieren kann.

Während der zweite Band in der Folge (II, 147-461) die literarische Begeg-

nung (und Konfrontation) mit Polen, darunter auch „Der Fall Oberschlesien“, bis in die Gegenwart verfolgt, führt der dritte, „Dritte Räume“, das Thema „Oberschlesien“ weiterentwickelnd in jene Zwischenreiche an den östlichen Grenzen mit ihren verschwimmenden Identitäten und sprachlichen Entlehnungen: Masuren und Kaschuben in der Nachkriegsliteratur bei S. Lenz und G. Grass, die in Deutschland wenig bekannten Choden in tschechischer und bayrischer Literatur – Joachimsthaler bietet eine Fülle von Entdeckungen in Texten und Texte zur Entdeckung. Sein Resümee zur Funktion der Text-Ränder in der deutschen Literatur, die darin sich äußernde Position zu den „Anderen“, fällt freilich mindestens für die Vergangenheit wenig erfreulich aus: „Was (noch) nicht deutsch ist, verdiene die Bezeichnung ‘Kultur’ (noch) nicht“ (III, 195). Das in den Texten sich ausdrückende koloniale Denken beziehe sich hauptsächlich auf alles Polnische. Zu Kaschuben, Litauern, Sorben werde hingegen oft – im Sinne gelingender Germanisierung – eine verwandtschaftliche Nähe hergestellt (III, 197). Erst in der jüngeren Generation der Schreibenden – auf beiden Seiten – findet der Autor Annäherungstexte mit einer Tendenz zur „postnationalen Zukunft Europas“ samt interkultureller Akzeptanz (III, 198).

Eine umfassende, in sich sachlich gegliederte Bibliographie (III, 278-424) verweist nicht nur auf das enorme Arbeitspensum, das Joachimsthaler hier lesend und forschend geleistet hat; sie bietet auch eine kaum auszuschöpfende Fundgrube für Neugierige und Fachkollegen, da sie eine Menge an entlegenen Publikationen und Quellen enthält. Ein auch nicht gerade dünnes Namensregister hilft bei der Erschließung der drei Bände unter Einzelaspekten. Die Arbeit entstand erkennbar als Habilitationsschrift. Der Umfang der Fußnoten verdrängt mitunter fast den Haupttext von den Seiten (vgl. z. B. I, 1-45). Die Plagiatsvorwürfe der vergangenen Jahre hinterlassen womöglich ihre Spuren in den Arbeiten zur akademischen Qualifikation in einem anschwellenden Zitier-Apparat. Zum Glück beeinträchtigt das die Lesbarkeit in der vorliegenden Studie kaum. Gelegentliche Druckfehler sind in Werken dieses Umfanges bei schwach oder gar nicht besetzten Lektoraten nicht zu vermeiden, halten sich hier aber in Grenzen, wenn nicht gerade die Bildunterschrift in den Fließtext rutscht (I, 32) und für Verwirrung sorgt.

Joachimsthalers Arbeit bringt dank neuer und weit ausgreifender Fragestellung für den Leser Entdeckungen und Erkenntnisse mit „Aha“-Qualität und reichlich Diskussionsstoff im Einzelnen. Und nicht zuletzt: Sie regt an, altbekannte Texte mal wieder neu zu lesen und dabei deren Text-Ränder im Auge zu behalten.

Manfred Klein

* * *

Martynas Purvinas, Marija Purvinienė: Mažosios Lietuvos kapinės ir antkapiniai paminklai. I knyga. Mokslo monografija (Friedhöfe und Grabdenkmäler in Klein-Litauen. 1. Buch. Wissenschaftliche Monografie). Kaunas: Leidykla „Technologija“, 2010 (Kauno technologijos universitetas, Architektūros ir statybos institutas: Mažosios Lietuvos kultūros paveldas), 463 S., Ill. – ISBN 978-9955-25901-5

Begräbnisplätze – „Friedhöfe“ – und die darauf angelegten Gräber galten in allen uns bekannten Kulturen als gewissermaßen „geheiligte“ Orte, als Stätten der Trauer, aber auch der Begegnung mit den Ahnen oder, übergreifend, mit dem Numinosen überhaupt. Das Grab, gedacht als „Haus“ des Verstorbenen, wurde so zur Kultstätte, auf der in christlicher Zeit das Kreuz zum Schutz der Toten, das Grabmal allgemein zu ihrem Andenken aufgerichtet wurde. Bis heutzutage werden Friedhöfe meist mit Respekt betreten, das Grab von den Hinterbliebenen als Ort des Gedenkens und der stillen Andacht betrachtet. Sich mit solchen Orten, ihrer Genese, Geschichte, Gestalt und Bedeutung zu beschäftigen, heißt jedenfalls, einen Beitrag zur Kulturanthropologie einer Region zu leisten.

Dementsprechend beginnen die Autoren – beide seit Langem mit agrarischer Architektur und kulturellem Erbe Klein- oder Preußisch-Litauens befasst – ihre Studie mit einer komprimierten Zusammenschau der kulturellen Entwicklung der Region unter den wechselnden politischen und sozialen Bedingungen zwischen Ordensstaat und Deutschem Reich. Besondere Relevanz für die nachfolgenden Einzeldarstellungen haben in diesem Zusammenhang die Bemerkungen zu den einschneidenden Veränderungen in Dörfern und Städten des Landes im Laufe des 19. Jahrhunderts. Sie waren geprägt durch die Aufhebung der Erbuntertänigkeit in Preußen (1807) und die „westlichen“ Innovationen in Lebensweise und Technologie (S. 33-36). Die im 19. und 20. Jahrhundert wesentlichen Prozesse des Kulturwandels werden augenfällig aus litauischer, besser: „baltischer“ Perspektive beschrieben, nämlich als kontinuierlicher Verlust genuin baltischer, traditioneller Kulturelemente. Die Verfasser verfolgen diesen Weg bis in die Sowjetzeit und deren Beschädigungen des nach 1945 noch Vorhandenen.

Die beschriebene Perspektive der Verfasser bestimmte das „Programm“ ihrer Forschungen und der vorliegenden Veröffentlichung, der noch weitere Bände folgen sollen. Das Interesse richtete sich im Wesentlichen auf die dörflichen Friedhöfe, weil sich auf ihnen – im Gegensatz zu den städtischen – die meisten Elemente spezifisch kleinlitauischer Begräbniskultur erhalten haben sollten (S. 44). Der Band orientiert umfassend auf die Struktur der Institution „Friedhof“.

Da solche Anlagen in der Regel mehreren Generationen für ihre Begräbnisse dienten, unterlagen sie naturgemäß im Laufe von Jahrhunderten zahlreichen Veränderungen durch Neunutzung, Erweiterungen, Zerstörungen und Wandel in ästhetischen und religiösen Anschauungen. Für die Forscher ergab sich daraus eine Beschränkung der Möglichkeiten ethnografischer Beschreibung etwa auf die Zeit seit Ende des 19. und nach Beginn des 20. Jahrhunderts bis zum Zustand „in situ“ in der Gegenwart.

Die Untersuchung der beiden Wissenschaftler beginnt mit einem allgemeinen Überblick über die Begräbnisstätten Klein-Litauens und die Elemente ihrer Gestaltung: Belegungspläne, Einfriedigungen, Tore, Bepflanzung, Gebäude, Ausstattung der Gräber mit ihren Umfassungen und Denkmälern sowie deren Inschriften. Dazwischen geschaltet findet sich ein Resümee zum „Schicksal der alten Friedhöfe nach 1944“ (S. 53-60), das von ganz besonderem Interesse für ehemalige Bewohner des nordöstlichen Ostpreußen und deren Nachkommen sein dürfte. Die gezielte Zerstörung der Plätze und Grabstätten ab Oktober 1944 verstehen die Autoren – wie schon in ihren früheren Veröffentlichungen – als organisierte „Desakralisation“ des Landes. Dass diesem Vandalismus keineswegs nur antifaschistische und antideutsche Motive zugrunde lagen, zeigt der Umstand, dass der Verwüstung auch zahlreiche russische Soldatenfriedhöfe aus dem Ersten Weltkrieg zum Opfer fielen; deren Gräber zeigten schließlich ebenfalls das christliche Kreuz – in der russisch-orthodoxen Form mit Titulus und schrägem Fußbalken.

Dem allgemeinen Teil folgt die eingehende Darstellung der Friedhöfe und Gräber dreier geografischer Regionen rechts der Memel im früheren Memelland (lit. *Klaipėdos kraštas*): Das sind die Gegenden zwischen *Smalininkai* und *Baltupėnai* (dt. Schmallingken und Baltupönen), *Lauksargiai* und *Piktupėnai* (Laugszargen und Piktupönen), *Rusnė* und *Miniija* (Russ und Minge). Hier entfaltet sich die langjährige Feldforschung der Autoren vor den Augen des Lesers in ihrer ganzen Beharrlichkeit und Gründlichkeit. Friedhof für Friedhof, beziehungsweise das, was davon noch vorzufinden war, werden Objekt für Objekt in Fotografien, Detailzeichnungen, Tabellen, Plänen, Maßen und mit den noch lesbaren Inschriften dokumentiert. Insgesamt sind auf diese Weise 65 Friedhöfe erfasst, die in der Landschaft mitunter buchstäblich aufge-, „sucht“ werden mussten, da sie nicht nur zerstört und vernachlässigt, sondern oft auch von der Natur zurückerobert, das heißt völlig überwachsen waren. Anhand dieses „noch“ vorgefundenen Materials und mit Hilfe älterer Quellen können Marija Purvinienė und Martynas Purvinas die Entwicklung der Bestattungs- und Grabkultur in Preußisch-Litauen wenigstens für den bezeichneten Zeitraum verfolgen. Es ist der Weg von der baltischen Holzkultur mit den typi-

schen profilierten Holztafeln (lit. krikštai) und Holzkreuzen über Metallkreuze zu Denkmälern aus Stein und Beton.

Wie die erhaltenen Memorialien mit ihren Inschriften in deutscher oder litauischer Sprache zeigen, suchten die Hinterbliebenen ihrer Toten je nach deren ethnischer Identität zu gedenken. Die Objekte geben deshalb auch Zeugnis von den Prozessen des Sprachwandels, des Identitätswechsels, der Assimilation zur fraglichen Zeit in Preußisch-Litauen. Etwa wenn sich Namen deutlich litauischer Provenienz mit deutschsprachigen Inschriften verbinden („Hier ruhet in Gott / Krikszte Petereit / geb. 16. Februar 1836 / gest. 14. April 1911 / Ruhe sanft“, S. 405). In dem Zusammenhang fällt – wieder einmal – die Problematik des unscharfen Begriffs „Ethnokultur“, beziehungsweise hier in der Einleitung (S. 7) „ethnokulturelle Region“, auf. Von welchem Ethnos und wessen Kultur kann hier die Rede sein? Nach der Intention der Autoren gewiss bevorzugt von der baltisch-litauischen Bevölkerung und ihrem Habitus, wobei doch die Existenz und die Dynamik der „deutschen“ kulturellen Universalien weder verborgen werden können noch sollen. Sind doch die Grenzen zwischen den Kulturen in Europa nie eindeutig bestimmbar. Ein schönes Beispiel für übergreifende Innovationen liefern die im Band ausführlich dokumentierten gusseisernen Grabkreuze. Ursprünglich aus der „Lauchhammer Hütte“ in Kursachsen stammend, wurden sie im 19. Jahrhundert industriell gefertigt, insbesondere in der „Königlichen Eisengießerei Berlin“, und verbreiteten sich vorwiegend im ganzen norddeutschen Raum von Ostfriesland bis ins Memelland. Schließlich wurden sie auch in Ostpreußen, zum Teil mit lokalen Motiven geschmückt, gefertigt und wurden so gemeinsames Kulturgut der ethnischen Gruppen in Klein-Litauen.

Des Litauischen nicht mächtige Leser finden eine jeweils vierseitige Zusammenfassung in deutscher und englischer Sprache, werden jedoch auch von den reichhaltigen Illustrationen profitieren können. Quellen und Literatur, vieles davon aus der eigenen, früheren Produktion, finden sich auf den Seiten 373-382 und zeugen von den immensen Kenntnissen der Autoren über das Land und seine Kultur. Besonders hervorzuheben sind die abschließende Dokumentation der entzifferten Grabinschriften, geordnet nach Friedhöfen (S. 384-446), statistische Tabellen zur Verbreitung der Denkmal-Varianten und ein Ortsregister (S. 447-453). Bedingt durch die Grenze zum russischen Kaliningrader Gebiet werden sich die Dokumentationen der Autoren wohl auf das frühere Klein-Litauen nördlich der Memel beschränken müssen. Auf weitere Bände, die Friedhöfe im nördlichen *Klaipėdos kraštas* erschließen sollen, darf man gespannt sein.

Manfred Klein

* * *

Martynas Purvinas: Rytų Lietuvos kaimų istorinė raida. I knyga. Mokslo monografija (Die historische Entwicklung der Dörfer im Osten Litauens. 1. Buch. Wissenschaftliche Monografie). Kaunas: Leidykla „Technologija“, 2011 (Kauno technologijos universitetas, Architektūros ir statybos institutas: Lietuvos kaimų istorinė raida), 707 S., Ill. – ISBN 978-609-02-0270-8

Der Band über die historische Entwicklung der Dörfer führt weit weg vom ehemaligen deutschen Grenzgebiet nach Osten in die Nähe der litauischen Grenze zu Weissrußland und er führt in ein zentrales Forschungsgebiet des Autors Martynas Purvinas, Architekt und Kunsthistoriker an der Universität Kaunas. Die Veröffentlichung enthüllt, über ihren eigentlichen Inhalt hinaus, ein Stück Forschungsgeschichte der Ethnografie in Litauen unter den Bedingungen sowjetisch-ideologischer Einschränkungen (vgl. S. 10 f.). Nicht zuletzt diesen Umständen entspricht es, dass die zugrunde liegenden Forschungen der Jahre seit 1972 erst jüngst zur umfassenden Publikation kommen konnten. Die unfreiwillige Zeit des Reifens dürfte der Arbeit immerhin nicht schlecht bekommen sein, konnte ihr Verfasser bei der Aufbereitung seines riesigen Materials unter den veränderten politischen Bedingungen doch ungehindert auf früher kaum zugängliche Literatur und Quellen zurückgreifen.

Wohl das Bemerkenswerteste an diesem ersten Band einer geplanten Reihe von Monografien ist der im Vergleich zur älteren litauischen Ethnografie völlig erneuerte methodische Weg der Erfassung und Analyse eines traditionellen Dorfes in seiner historischen Entwicklung bis zum Zeitpunkt der Erhebungen und Untersuchung, im vorliegenden Fall die Jahre zwischen 1984-1988. Im Zentrum der umfangreichen Veröffentlichung steht das Dorf *Mėžionys* (Rayon *Švenčionys*) in seiner Gesamtheit und mit seinen einzelnen Höfen. Im Gegensatz zu früheren ethnografischen Beschreibungen in Litauen, die meist bruchstückhaft einzelne Elemente materieller oder geistiger Kultur des Dorfes herausgriffen, werden in dieser Untersuchung mit den gegenwärtigen Methoden der Siedlungs- und Hausforschung die Wirtschafts- und Familiengeschichten des Dorfes und der Höfe in ihren historischen Wechselfällen einbezogen. Purvinas nutzte dazu nicht nur historisches Quellenmaterial, sondern bezog für die Zeit vom Ende des 19. bis Ende des 20. Jahrhunderts die Informationen der im Dorf noch lebenden Zeitzeugen ein.

Im ausführlichen einleitenden Teil des Buches führt der Verfasser in Quellenlage und Methodik der Dorfforschung sowie in die Besonderheiten der Siedlungen im östlichen Litauen ein. Diese Kapitel illustrierte er mit Karten und älteren Fotos, die speziellen Darstellungen über *Mėžionys* mit eigenen Planzeichnungen, Fotos und Schemata. Ergänzt wird der Band durch einen umfangrei-

chen Literatur- und Quellennachweis, ein Ortsregister und einen Anhang mit Dokumenten zu der hindernisreichen Forschungs- und Publikationsgeschichte, die der Autor vor 1990 zu durchschreiten hatte (S. 679-696). Schade nur, dass eine für die europäische Ethnologie so wichtige und für Litauen so repräsentative Arbeit außerhalb des litauischen Sprachraumes so schwer zu rezipieren sein wird. Da kann auch die immerhin siebenseitige englische Zusammenfassung (S. 633-639) leider nur als Notbehelf dienen.

Manfred Klein

* * *

Vilnius. Geschichte und Gedächtnis einer Stadt zwischen den Kulturen. Martin Schulze Wessel... (Hg.). Frankfurt a. M.: Campus Verl. 2010. 248 S. (ISBN 978-3-593-39308-7)(auch als E-Buch erhältlich)

Geschichte und Gedächtnis einer Stadt zwischen den Kulturen steht unter dem Titel dieses sehr lesenswerten Buches. Dazu könnte es ein nützliches Buch sein. Sowohl für den fremden Besucher dieser Stadt, als auch für den Bewohner. Für Letzteren könnte es ein Spiegel sein, der zu mehr Selbsterkenntnis verhilft. Theorieinteressierte können ein wenig am Prozess der Konstruktion einer erneuerten nationalen Identität teilhaben und miterleben, wie sich kollektive Erinnerungen beim Umgang mit der Vergangenheit verändern.

Der fremde Besucher erfährt etwas über die Gegenwart der Stadt, aber auch viel über deren Vergangenheit und abhängig davon, auf wen er in dieser Stadt trifft, auch etwas vom realen Leben in der Stadt. Der Vilniusser selbst könnte erkennen, welche anderen Perspektiven der Erinnerung es zu Vilnius gibt. Ist der Leser ein Litauer, so kann er sich damit auseinandersetzen, dass die Stadt erst seit sie den Litauern von den Sowjets zurück gegeben wurde zu einer eher litauischen Stadt geworden ist, aus der fast alle Juden und die Mehrzahl der sich als Polen bezeichnenden Bewohner verschwunden sind. Die grüne Brücke ist dafür ein Bild gewordenes Symbol. Ist er litauischer Pole, so erfährt er unter anderem, dass der polnische Staat in Vertretung seines Präsidenten Kaczyński, trotz aller emotionalen Bindungen, bei seinem Besuch in Vilnius auch symbolisch gezeigt hat, dass Polen akzeptiert, dass Vilnius die Hauptstadt der Litauer ist¹. Immerhin scheinen sich einige Polen und Litauer darin einig zu sein, dass

¹ Der Litauer (impliziert immer auch die Litauerin) hat schon in seinen vorchristlichen Zeiten, eher Wert auf ein sicheres Leben auf dem Lande gelegt. Die Stadt hat der Litauer seiner politischen Elite überlassen. Diese hat sich mit dem Personenkreis umgeben, der für ihn nützlich war, Handwerker, Händler etc. . Der Litauer wollte selbst „šeimininkas“ [das bedeutet Herr und selbständig Wirtschaftender zugleich und vom Wortsinn her, auf der Grundlage seiner Familie (šeima) sein]. Stadtmensch wurden Litauer erst spät und anfangs

sie Spielball großer totalitärer Mächte waren. Die jüdische Geschichte der Stadt könnte bei den Litauern insofern zur Bewusstseinsbildung beitragen, als sie zwar auch Opfer der großen Politsysteme waren, aber auch ihren Anteil am Mord an den Juden hatten. Zwar gibt es einen Ansatz dazu im Grünen Haus, mit der pessimistisch stimmenden Darstellung der Schoah, interessant ist aber das Toleranzzentrum, das mit Unterstützung ausländischer Juden entstanden ist und sich an den Menschenrechten orientiert. Dass Täter- und Opferperspektiven zur Verwirrung beitragen, hat man auch im Westen, vor allem in Deutschland, erlebt. Dieser Prozess mit Erkenntnisgewinn scheint den Litauern noch bevorzuzustehen. Im Wesentlichen behandelt das Buch nationale Erinnerungskulturen, es zeigt die historische Bedeutung, die Vilnius für Polen, Belarussen und Juden hat und macht die Konfliktgemeinschaft sichtbar. Multikultureller Ort aber scheint Vilnius während der Zeit der Großfürsten, vor allem aber unter zaristischer Herrschaft gewesen zu sein.

Gut, dass die Autoren bemerkt haben, dass es im Rahmen der Erarbeitung einer Neubewertung der Vergangenheit (Waldbrüder, Deportationen) Spuren gibt, die ignoriert oder tabuisiert werden und kollektive Projektionen stattfinden (auf die Russen statt Sowjets) und es Leerstellen gibt. Am Beispiel von Pirčiupiai wird dies sehr plastisch. Die Erinnerung an die sowjetische Zeit verlagert sich ins Private oder an Orte der „Ostalgie“ wie den Grutas-Park. Leider fehlt der Blick auf die absoluten Minderheiten, (Karäer, Tataren, Altgläubige, etc.). Zur Tabuisierung scheint auch zu gehören, dass der Friedhof der Deutschen am Tauras Berg in der Sowjetzeit eingeebnet wurde. Ein Buch das man in mehrere Sprachen übersetzen sollte.

Christina Nikolajew

* * *

Jens Hinrich Riechmann: Evangelische Kirche Altpreußens in den Abtretungsgebieten des Versailler Vertrags. Eine Untersuchung unter besonderer Berücksichtigung des Memellandes zwischen 1919 und 1938. Nordhausen: Bautz 2011. 529 S. ISBN: 978-3-88309-665-0

Historische Umbrüche verschonen auch die Kirchen nicht. Wie alle Organisationen sind sie dann gezwungen, sich neu zu positionieren und auszurichten, sowie neue Organe und Ämter zu schaffen. Mitunter entstehen völlig neue Kirchenstrukturen und sogar neue Kirchen. Der Zusammenbruch des Deutschen Reiches 1918 und der Versailler Vertrag von 1919, mit dem Deutschland

nur diejenigen die auf dem Lande kein Auskommen hatten. Mägde kamen als Dienstmädchen, Knechte als Arbeiter in die Städte.

große Gebiete verlor, erschütterten auch die Evangelische Kirche Altpreußens mit dem Oberkirchenrat in Berlin. Man musste nicht nur auf die bisherige Verbindung mit dem Thron verzichten. Der preußischen Kirche drohte auch der Verlust vieler Gemeinden in den abgetrennten Gebieten an die polnischen und litauischen Kirchen. Die altpreußische Kirche war gezwungen, Auswege aus dieser misslichen Lage zu suchen. Nach der Ausrufung der Demokratie in Deutschland pries die Kirchenleitung die Trennung von Staat und Kirche als Befreiung von alten Fesseln. Und als die Gefahr aufkam, zahlreiche Gemeinden zu verlieren, weil sie nicht mehr zu Preußen gehörten, stellte der Oberkirchenrat eine für die Evangelische Kirche völlig unübliche These, dass die Kirchengrenzen keinesfalls mit den Staatsgrenzen übereinstimmen müssen, auf.²

Die Dissertation beginnt mit der Schilderung der Vorgänge um die politische Ausrichtung der Kirche im Evangelischen Oberkirchenrat (EOK) in Berlin nach 1918. In der Kirchengeschichtsforschung wurde das Bestreben der altpreußischen Kirche, die Gemeinden in den abgetrennten Gebieten weiterhin innerhalb der Landeskirche zu behalten, schon mehrmals aufgegriffen.³ Der Sonderfall „Memelländische Kirche“ wurde in diesen Untersuchungen allerdings nur am Rande berührt. In der uns vorliegenden Dissertation schließt Riechmann diese Lücke in der Forschung. Der Autor fasst im ersten Drittel der Untersuchung kurz und prägnant die Ergebnisse der Forschung um die politische Positionierung der Kirche zusammen und wendet sich anschließend dem Kirchenstreit im Memelgebiet zu, der bisher in der deutschen Forschung nur ansatzweise in einigen Zeitschriftenbeiträgen behandelt wurde.⁴

Um die Gemeinden in den abgetrennten Gebieten weiterhin bei der Landeskirche zu behalten und zugleich Konflikte mit den polnischen und litauischen Regierungen zu vermeiden, war die altpreußische Kirchenleitung bereit, auf nationale Äußerungen in der Öffentlichkeit zu verzichten und sich auf ausschließlich kirchliche Belange zu beschränken. Der Oberkirchenrat schrieb nach dem Versailler Vertrag bereits 1919 alle Gemeinden an und erbat von ihnen die Entscheidung über den Verbleib in der altpreußischen Kirche. Da die Geistlichkeit und die große Mehrheit des Kirchenvolkes in den abgetrennten

² Otto Dibelius: Staatsgrenzen und Kirchengrenzen. Eine Studie zur gegenwärtigen Lage des Protestantismus. Berlin 1921.

³ Siehe insbesondere: Altpreußische Kirchengebiete auf neupolnischem Territorium. Die Diskussion um „Staatsgrenzen und Kirchengrenzen“ nach dem Ersten und Zweiten Weltkrieg. Hrsg. v. Gerhard Besier. Göttingen 1983.

⁴ Arthur Hermann: Der Memelländische Kirchenstreit von 1919-1925. In: Kirche im Osten. 40/41.1997/1998. S.11-30 ; Die Evangelische Kirche im Memelland des 20. Jahrhunderts. In: Nordost-Archiv. 10.2001. S.337-368.

Gemeinden deutschnational orientiert waren, stand die Entscheidung der abgetrennten Gemeinden für die preußische Kirche von Anfang an fest. Fast alle Gemeinden votierten für das Verbleiben in der Landeskirche. In der Folge berief sich die Kirche auf die damals aktuellen Völker- und Menschenrechte und brachte sogar den Minderheitenschutz ins Spiel, obwohl die Kirche diese Rechte theologisch selbst anzweifelte. Auf Druck von Polen und Litauen hin musste die Altpreußische Kirche in den meisten Abtrennungsgebieten einen Kompromiss eingehen: Die abgetrennten Gemeinden wurden aus den bisherigen Provinzialkirchen gelöst und bildeten mehrere selbstständige Provinzialkirchen innerhalb der Kirche der altpreußischen Union.

Es gab jedoch recht unterschiedliche Entwicklungen in den einzelnen Ländern, in Polen sogar zwei Varianten, die der Autor in aller Kürze auf den Seiten 119-146 vorstellt. Die Gemeinden Westpreußens und des Kreises Soldau schlossen sich nach der Abtrennung vom Deutschen Reich an das Konsistorium in Posen an und bildeten fortan die Kirche Posen-Pommerellen. Polen unternahm größere Anstrengungen, diese Kirche mit der Evangelischen Kirche Augsburgischer Konfession in Polen zu vereinen und schränkte daher die Kontakte des Konsistoriums in Posen mit dem Oberkirchenrat in Berlin auf ein Minimum ein. Die Abgeordneten der Kirche Posen-Pommerellen durften lediglich als Gäste an der Generalsynode der Altpreußischen Kirche teilnehmen. Der rechtliche Zustand dieser Kirche blieb bis 1939 in der Schwebe. Einen anderen Verlauf nahm die Entwicklung der unierten Gemeinden in Oberschlesien. In einem Abkommen zwischen Polen und Deutschland vom 15.5.1922 wurden hier die freie Ausübung der Religion und kirchliche Beziehungen über die Grenzen Polens garantiert. 1923 schlossen sich die unierten Gemeinden, die früher zum Konsistorium in Breslau gehörten, zur Unierten Evangelischen Kirche Polnisch-Oberschlesiens zusammen mit der Möglichkeit, vollberechtigte Abgeordnete zur altpreußischen Generalsynode und der schlesischen Provinzialsynode zu entsenden. Vor allem dieses Abkommen diente als Muster bei der Bildung der memelländischen Kirche 1925. Letztlich konnte die Altpreußische Kirche ihren alten Bestand weitgehend bewahren, aber sie war gezwungen, auch im Deutschen Reich auf Mäßigung in nationalen Fragen zu achten und Neutralität zu wahren. Sie gab sich eine neue Verfassung und änderte ihre Namen in Evangelische Kirche der Altpreußischen Union.

Nach den Ausführungen über die Vorgänge in Berlin beschreibt der Autor anhand umfangreichen Quellen im Evangelischen Zentralarchiv in Berlin minutiös die kirchliche Situation im Memelgebiet, das 1919 von Ostpreußen abgetrennt und vorerst unter französischer Verwaltung gestellt, aber 1923 von Litauen besetzt wurde. Auch hier hatten sich 1919 alle Gemeinden bis auf die

von Preußisch-Crottingen für den Verbleib in der preußischen Landeskirche entschieden. Das vom französischen General Odry aufgestellte Landesdirektorium respektierte allzuerne diese Entscheidung. Aber nach 1923 drängte das neue, litauisch orientierte Landesdirektorium unter Viktoras Gailius auf Abbruch aller früheren Beziehungen zu Deutschland, darunter auch zu der altpreußischen Kirche. Der EOK nahm eine abwartende Haltung ein, obwohl er bereits mehrere Möglichkeiten durchexerziert hatte. Der Plan B, bereits in Danzig erprobt, sah die Errichtung einer eigenen memelländischen Provinzialkirche innerhalb der altpreußischen Union vor. Bei den Verhandlungen des EOK mit den Vertretern des memelländischen Landesdirektoriums und einigen Kirchenältesten im September 1923 wurde dieser Plan von beiden Seiten weitgehend akzeptiert, wenn auch eine endgültige Regelung auf die Zeit nach der Verabschiedung der neuen Kirchenverfassung der Altpreußischen Kirche und den Neuwahlen der kirchlichen Gremien im Memelgebiet verschoben wurde. Im März 1924 setzte jedoch das Landesdirektorium völlig unerwartet den Bruder des Vorsitzenden des Landesdirektoriums, Valentinas Gailius, als Kirchenkommissar ein, mit der Aufgabe, alle bisherigen kirchlichen Bindungen zu Deutschland zu lösen. Der Autor bringt mehrere Gründe für diese Entscheidung: Nationale Äußerungen vom ostpreußischen Superintendenten Gennrich, die Nichteinladung des Vorsitzenden des Landesdirektoriums Viktoras Gailius zu der Sitzung des memelländischen Synodalvorstandes, die Nichtaufnahme von Wilhelm Gaigalat in den Synodalvorstand, aber auch die Absicht des Landesdirektoriums, die kirchliche Frage noch vor den Wahlen zum Landtag zu lösen. Der neu ernannte Kirchenkommissar erklärte alle früheren Bindungen einseitig für aufgelöst und drohte allen diejenigen, die Widerstand leisten sollten, mit Strafen. Das recht ungeschickte Vorgehen rief allgemeinen Widerstand der Pfarrer und des Kirchenvolkes hervor, so dass Valentinas Gailius nur auf den Beistand einer kleinen Gruppe von litauischen Stundenhaltern und Kirchenältesten rechnen konnte. Alle Geistlichen und kirchlichen Gremien verweigerten die Anerkennung des Kirchenkommissars und seiner Anordnungen. Dadurch hatte der EOK ein leichtes Spiel. Der Oberkirchenrat suspendierte Valentinas Gailius von seinem Dienst als Pfarrer in Ruß und erkannte sein Amt als Kirchenkommissar nicht an. Der EOK beharrte auf den Grundsatz, dass der Staat nicht befugt sei, sich in kirchliche Angelegenheiten einzumischen. Die litauische Seite konnte dagegen nur nationale Argumente vorbringen, die jedoch auch bei den litauischsprachigen Memelländern weitgehend auf Unverständnis stießen. Nach dem allgemeinen Widerstand des Kirchenvolkes blieb der Zentralregierung in Kaunas und dem Landesdirektorium kein anderer Ausweg, als neue Verhandlungen mit dem EOK aufzunehmen. Im Juli 1925

schlossen der EOK und das Landesdirektorium einen Vertrag über die Herauslösung der memelländischen Gemeinden aus der ostpreußischen Provinzialkirche und die Errichtung einer memelländischen Provinzialkirche mit einem eigenen Konsistorium im Rahmen der Evangelischen Kirche der altpreußischen Union. Die neue Provinzialkirche vermied fortan jegliche nationale Äußerung, verstärkte jedoch insgeheim ihre Bemühungen, den deutschen Einfluss in der Kirche weiterhin zu wahren. Litauische Gottesdienste wurden zwar bei Wunsch der Gemeindeglieder beibehalten, litauischer Konfirmandenunterricht jedoch nach und nach aufgegeben. Und auch die eigentlich im Vertrag vorgesehene Zweisprachigkeit in der Kirche wurde nie verwirklicht. Der EOK und der memelländische Superintendent nahmen nur Absolventen deutscher Universitäten in den Kirchendienst auf. Der litauische Staat war daher mit dem Vertrag unzufrieden und suchte weiterhin Wege, den deutschen Einfluss in der Kirche einzudämmen. Nachdem 1932 laut dem Vertrag die Dienstfrist für Pfarrer mit deutschen Pässen auslief, wurden einige von ihnen des Landes verwiesen. Als 1933 im Dritten Reich die Deutsche Evangelische Kirche gebildet wurde, kündigte Litauen den Vertrag auf, wurde aber vom EOK belehrt, dass die Evangelische Kirche der altpreußischen Union weiterhin existiere und eine einseitige Kündigung nicht rechtens sei. In der Folge blieb die Kirche bei ihrer Stillhaltetaktik und Litauen unternahm keinen weiteren Vorstoß. Nach der Rückgliederung des Memelgebietes an das Deutsche Reich im März 1939 wurden die memelländischen Gemeinden wieder an die ostpreußische Provinzialkirche angeschlossen. Der EOK gratulierte der memelländischen Kirche für ihr Festhalten am Deutschtum.

Mit dem Ziel, das ganze Umfeld des Kirchenstreites zu beleuchten, geht der Autor auch auf die politische und kirchliche Entwicklung Ostpreußens und Litauens ein, übernimmt allerdings in diesen Kapiteln ausschließlich die Aussagen anderer Forscher. So finden wir in diesem Buch auch einen Überblick der Geschichte der Lutherischen Kirche Litauens und der evangelischen Fakultät an der litauischen Universität in Kaunas von 1925 bis 1936.

Die Dissertation von Riechmann geht auf das kirchliche Leben in den Gemeinden des Memellandes nicht ein. Auch die Tätigkeit des Memeler Konsistoriums und der Geistlichen wird in der Dissertation kaum behandelt. Das ist teilweise bedingt durch die Quellenlage. Das Archiv der Memelländischen Provinzialkirche wie auch die meisten Archive der Kirchengemeinden gingen am Ende des Zweiten Weltkriegs verloren. Nur das Schrifttum, das an den Oberkirchenrat in Berlin weitergeleitet wurde, blieb erhalten. Das Interesse des Verfassers gilt vor allem der neu entstandenen Situation der Altpreußischen Kirche nach 1918 und der Entstehung einer neuen Memelländischen

Provinzialkirche. Riechmann befasst sich ausschließlich mit der „hohen“ Kirchenpolitik. Noch viele Felder des kirchlichen Lebens im Memelland bleiben somit anderen Kirchenhistorikern vorbehalten.

In der Zusammenfassung greift Riechmann noch ein Mal die nationale Dimension der kirchlichen Auseinandersetzungen im Memelgebiet auf. Hier hebt er positiv hervor, dass es in der Kirche des Memellandes zu keiner größeren Entzweiung zwischen den deutschen und litauischen Memelländern kam, im Gegensatz zu Litauen, wo ein Dauerstreit zwischen der deutschen und der litauischen Synode die Lutherische Kirche Litauens stark belastete. Riechmann führt das auf die vom EOK der memelländischen Kirche verordnete Enthaltensamkeit bezüglich jeglicher nationaler Aktivitäten zurück. Das hätte Litauen in den dreißiger Jahren vor einem staatlichen Eingriff in die kirchlichen Verhältnisse zurückgehalten. Dass es nicht zu einem Versuch der litauischen Regierung kam, die memelländische Kirche aus der Unterstellung unter den EOK in Berlin zu lösen, hing eigentlich mit dem Neumann-Sass-Prozess zusammen. Nachdem Litauen während des Prozesses wenig Unterstützung und sogar Kritik von den Signatarmächten des Memeler Abkommens erfuhr und selbst in Folge des Prozesses wegen des deutschen Boykotts in wirtschaftliche Nöte geriet, sah sich die litauische Regierung außerstande, die kirchliche Frage im Memelgebiet neu anzugehen.

Zum ersten Mal wird somit die kirchliche Situation im Memelgebiet ausführlich und umfassend untersucht. Der Autor geht systematisch und chronologisch vor, stellt jeden Vorgang einzeln vor und beleuchtet die Argumente und Ziele beider Seiten, soweit das aus den deutschsprachigen Quellen zu erschließen ist. Litauische Quellen blieben aus sprachlichen Gründen leider unberücksichtigt. Aber da der EOK damals die wichtigsten litauischen Zeitschriften und Zeitungen des Memelgebiets auswerten und die betreffenden Beiträge übersetzen ließ, kann man anhand dieser die litauischen Positionen insgesamt recht gut nachvollziehen. Dennoch ist in dieser Untersuchung über die Motive und Intentionen der litauischen Seite sicherlich noch nicht alles gesagt worden. Eine Analyse der damaligen litauischen Presse des Memelgebiets und Großlitauens wie auch die Auswertung der Regierungsakten stehen noch aus. Die bisherigen litauischen Untersuchungen zu diesem Thema von Albertas Juška⁵ und Arnoldas Piročkinas⁶ berücksichtigen leider die deutschen Quellen zu wenig

⁵ Albertas Juška: *Mažosios Lietuvos evangelikų bažnyčia XVI-XX amžiuje* (Evangelische Kirche Kleinlitauens im 16.-20. Jh.). Klaipėda 1997.

⁶ Arnoldas Piročkinas: *Klaipėdos krašto evangelikų bažnyčia – pleištas vokiečių rankose* (Evangelische Kirche des Memellandes - Spaltkeil in deutschen Händen). In: *Mokslo Lietuva*. 2008. Nr.14-19.

und unterstellen der deutschen Seite zu sehr nationale Motive. Es wäre daher sehr sinnvoll, die Untersuchung von Riechmann ins Litauische zu übersetzen. (*diese Rezension erscheint zeitgleich auch in: „Altpreußische Geschlechterkunde“, 2013*)

Arthur Hermann

* * *

Die Zeugenaussage des Memeler Chefs der litauischen Sicherheitspolizei Jonas Kazlauskas im Neumann-Sass-Prozess (Teil I), mit Ergänzungen. Vorbereitet von Klaus Fuchs u. hrsg. mit der Unterstützung der Landsmannschaft der Deutschen aus Litauen. Remchingen u. Leonberg 2010. 179 S.

In der Geschichtsforschung ist es keine Seltenheit, dass ein wichtiges Ereignis jahrzehntelang kaum erwähnt wird, aber sobald ein Forscher darauf näher eingeht, ihm weitere Forschungen folgen. Ein solches Ereignis ist der Neumann-Sass-Prozess von 1935, als Litauen in einem Aufsehen erregenden Prozess zahlreiche memelländische Nationalsozialisten hart bestrafte und so die Auseinandersetzung zwischen Litauen und dem Dritten Reich auf die Spitze trieb. Der Prozessverlauf wurde damals in ganz Europa verfolgt, doch nach dem Zweiten Weltkrieg geriet der Prozess in Vergessenheit. Lediglich der Staatsanwalt dieses Prozess, Dionizas Monstavičius, ging in seiner Dissertation von 1948 auf diesen Prozess näher ein. Diese Dissertation wurde allerdings nie veröffentlicht. Sie ist lediglich in der Heidelberger Universitätsbibliothek in zwei Exemplaren vorhanden, wurde in Laufe der Zeit aber immer wieder von Forschern eingesehen und zitiert.⁷ Erst als Helmut Jenkis 2009 den Prozess zum Thema seines Beitrags machte⁸, folgten ihm weitere Veröffentlichungen in Litauen und Deutschland. In Litauen reagierte Ingrida Jakubavičienė mit einem Artikel über die litauische Sicht dieses Prozesses.⁹ Vermutlich steht auch die hier vorliegende Veröffentlichung von Klaus Fuchs direkt im Zusammenhang mit dem Beitrag von Jenkis, denn der Beitrag wird bei Klaus Fuchs erwähnt. Wie dem auch sei, stellt die hier veröffentlichte Zeugenaussage des Memeler Chefs der litauischen Sicherheitskräfte eine bedeutende Quelle für den Neumann-Sass-Prozess dar. Der Zeugenaussage wird eine umfangreiche Einleitung des Herausgebers zu Bedeutung und Umfang dieses Prozesses vorgestellt. Die Einleitung und die zahlreichen Fußnoten in der Zeugenaussage machen fast

⁷ Dionizas Monstavičius: Der Memelländische Prozess. Diss. Heidelberg 1948.

⁸ Helmut Jenkis: Der Neumann-Sass-Kriegsgerichtsprozess in Kaunas 1934/1935. In: Annaberger Annalen. 17.2009. S.53-104.

⁹ Ingrida Jakubavičienė: Der Neumann-Sass-Prozess. Aus litauischer Sicht. In: Annaberger Annalen. 20.2012.

zwei Drittel der Ausgabe aus. Die Einleitung ist die bislang umfangreichste und auch von der Qualität her die bisher wichtigste Einführung in die Problematik des Prozesses.

Zuerst möchte ich auf die Bedeutung der Zeugenaussage eingehen und danach auf die Einleitung von Klaus Fuchs. Aus der Zeugenaussage werden die vorbereitenden Maßnahmen, die zum Prozess führten, wie auch die Einstellung der Zentralregierung in Kaunas zu der Situation im Memelgebiet sichtbar. Die litauische Sicherheitspolizei (SP) sammelte seit 1923 Material über die deutsch orientierten Gruppierungen und Parteien. Sie stuft diese von Anfang an als antilitauisch ein, was sie auch in der Tat waren. Kazlauskas berichtet über die Tätigkeit des Heimatbundes und nach dessen Auflösung der Nachfolgeorganisation „Kulturbund“ und bringt zahlreiche Beispiele für die Verquickung dieser Gruppen und Parteien mit Ämtern in Deutschland und für deren Finanzierung durch Deutschland. Er schildert, wie die Schulen und die Jugend- und Sportorganisationen des Memellandes weiterhin das Deutschtum propagierten und unterstützten. Die SP beschlagnahmte etliche in den memelländischen Schulen verwendete Schulbücher, die aus Deutschland stammten und daher nur die deutsche Heimat in den Mittelpunkt stellten. Laut Aussage von Kazlauskas ging die memelländische Polizei einseitig gegen das Litauertum vor, die memelländischen Gerichte beurteilten prodeutsch, der Magistrat der Stadt Memel, der Landtag wie auch die Kirche taten alles, um das Deutschtum im Memelgebiet zu stärken.

Nüchtern betrachtet ist diese Aussage nicht so spektakulär. Die Sicherheitskräfte aller Diktaturen – und Litauen machte hier keine Ausnahme – produzierten zentnerweise solche Berichte und sammelten Material über Andersdenkende und Minderheiten. Das alles ist ein Teil der Giftküche einer Staatspolizei, hier der litauischen, die eigentümlicherweise weder während der sowjetischen noch der deutschen Okkupation Litauens vernichtet, sondern umgekehrt sorgsam archiviert wurde. Heute dient dieses Gift verspritzende Material der dreißiger Jahre litauischen, deutschen, jüdischen, russischen und polnischen Historikern als Beweismittel für teilweise sehr konträre Aussagen. Manche litauischen Historiker bedienen sich ihrer als Beweis für die Gefährlichkeit der damaligen deutschen Gruppen in Litauen, manche deutschen Historiker sehen in ihnen die Kriminalisierung der Deutschen durch die Sicherheitskräfte, und polnische, jüdische und russische Historiker werten sie als Nachweis für die Verfolgung ihrer Minderheiten. Das Problem ist, dass viele Historiker sich allzu sehr auf diese Berichte verlassen, was unweigerlich zu einseitigen Aussagen und noch öfter zu Ausführungen mit erhobenem Finger oder gar Faust führt. Leider unterliegt auch Klaus Fuchs dieser Gefahr. Wie kaum ein anderer kennt er sich in

den inneren Angelegenheiten des Memelgebietes aus und auch die internationalen Verflechtungen um das Memelgebiet sind ihm bestens vertraut. Deshalb ist er in der Lage, in der Einleitung und den Fußnoten interne Vorgänge in den memelländischen und zentrallitauischen Instanzen aufzudecken und die Einstellung der Memelländer zu Litauen wie auch umgekehrt litauischer Beamten und Großlitauer zum Memelgebiet zu interpretieren. Klaus Fuchs ist keineswegs einseitig in seiner Beurteilung. Er übersieht keinesfalls die Anstrengungen Deutschlands, das Deutschtum im Memelgebiet zu stärken, verbunden mit dem Wunsch, sich dieses Gebiet irgendwann wieder anzugliedern, noch die Unfähigkeit Litauens, dem Memelgebiet eine Perspektive eigener Entwicklung anzubieten. Aber wohl aufgebracht von seiner Beschäftigung mit den polizeilichen Quellen und auch durch die heute noch in der litauischen Öffentlichkeit verbreitete Neigung, einseitig den Deutschen die Schuld für die Probleme im Memelgebiet zu geben, geht Klaus Fuchs hart gegen die Politik Litauens vor. Zu Recht bewertet der Autor die Arbeit der Sicherheitspolizei als Kriminalisierung der Deutschen im Memelgebiet. Jedoch Sätze wie „Zur litauischen Nationalromantik, die freilich von Anfang an militärisch brutal auftrat...“ (S.5) oder „Umgekehrt aber gebärdet sich Litauen im Memelgebiet von Anfang an als ein Eroberer, ein Herr, der keinerlei Widerspruch als auch nur im Ansatz berechtigt duldet“ (S.7) sind meiner Ansicht nach zu schrill und unverhältnismäßig. Die hier vorgebrachte scharfe Anprangerung der litauischen Politik kriminalisiert genauso die litauische Seite. Solche Sätze wird die litauische Seite unweigerlich zu einer genauso scharfen Erwiderung verleiten und kann daher wie in den dreißiger Jahren eine unnötige Auseinandersetzung zwischen deutschen und litauischen Historikern auslösen, die zu keiner Annäherung führt.

Kurz gesagt: Kritik und Vorwürfe an Litauen von Klaus Fuchs sind meiner Ansicht nach berechtigt, zumindest nachvollziehbar, die Untertöne jedoch zu scharf, was ein sachliches Gespräch zunichte macht. Manche Sätze in der Einleitung klingen nach Belehrung und Eiferei. Auch der Einschub in der Einleitung auf Seiten 35-53 über Ostpreußenkitsch und eigentümliche Komplexe einer deformierten deutschen Gesellschaft ist in diesem Kontext eher irritierend. Über 18 Seiten zieht sich diese zeitgenössische Betrachtung der bundesdeutschen Befindlichkeit hin, ehe der Autor wieder zum Prozess zurückkehrt. Ich befürchte, dass die meisten Leser bereits hier das weitere Lesen der Dokumentation aufgeben.

Arthur Hermann

* * *

Christoph Dieckmann: Deutsche Besatzungspolitik in Litauen 1941-1944. Göttingen: Wallstein 2011. Bd.1-2. 1652 S. ISBN 978-3-8353-0929-6

In der letzten Nummer der AA stellten wir bereits in aller Kürze das voluminöse Werk von Christoph Dieckmann über die deutsche Okkupationspolitik während des Zweiten Weltkriegs in Litauen vor. Da diese Untersuchung erst kurz vor dem Redaktionsschluss 2011 erschien, war es uns nicht möglich, darauf ausführlicher einzugehen. Deshalb haben wir uns jetzt entschlossen, zumindest den zweiten Teil des Werkes über den Holocaust gründlicher zu besprechen.

Litauen hat im Verlauf seiner Geschichte mehrfach schreckliche Kriegsverbrechen mit jeweils hunderttausenden von Toten erlebt: Die „Litauerreisen“ des Deutschen Ordens, die ganze Landstriche menschenleer machte, den schrecklichen Einfall der Moskowiter 1655, den Nordischen Krieg am Anfang des 18. Jahrhunderts mit der Pestepidemie, die mindestens 40% der Bevölkerung weg-raffte, und dann die beiden Weltkriege des 20. Jahrhunderts. Dennoch ist der Holocaust des Zweiten Weltkriegs wegen seiner unmenschlichen Brutalität und Menschenverachtung gegenüber Juden und sowjetischen Kriegsgefangenen zweifellos das schrecklichste Ereignis in der Geschichte Litauens. Und noch ein Merkmal unterscheidet diesen Massenmord von anderen Greuelthaten: Obwohl der Massenmord von dem Eroberer und Besatzer ausging und von ihm gelenkt wurde, war an ihm auch die litauische Bevölkerung beteiligt, vor allem am Anfang der Besetzung bei der Ausgrenzung der Juden und Erschießung der Männer, aber auch bei der Selbstbereicherung an jüdischem Vermögen.

Von allen Massenmorden in Litauen ist der Holocaust mittlerweile das am besten erforschte Ereignis. Die Untersuchungen und Berichte darüber gehen in die Hunderte, wenn nicht in die Tausende. Der Autor benötigte mehr als ein Jahrzehnt, um die ganze Literatur durchzusehen, die verstreut in vielen Archiven lagernden Quellen durchzusehen, sie zu vergleichen und in dieser Literaturmasse gewisse Gesetzmäßigkeiten und Abläufe zu erkennen. Herausgekommen ist ein Standardwerk, das in Gründlichkeit und Beurteilungstiefe kaum überboten werden kann. Dieckmann listet in diesem zweiten Teil seiner Untersuchung nicht nur minutiös die Verbrechen an Juden und Kriegsgefangenen auf. Er deckt auch die Verstrickung der litauischen Selbstverwaltung in dieses Geschehen auf und beleuchtet die Rolle der deutschen Zivilverwaltung, der Wehrmacht und der Sicherheitspolizei, der litauischen Aufständischen, Polizei und Hilfstruppen. Er führt Namen der Täter und Opfer, der Mörder und ihrer Helfer auf, deren Offenlegung in Litauen noch immer mit Schwierigkeiten verbunden ist, da die litauischen Gesetze den Nachkommen die Möglichkeit einräumt, bis zum Urteil eines Gerichts die Nennung des Namens zu ver-

hindern, was Historiker zwingt, äußerst vorsichtig mit Namen umzugehen.

Vor allem zwei wichtige und wesentliche Aussagen von Dieckmann, die so etwas wie die Quintessenz der monumentalen Untersuchung sind, sind Wert, hier hervorgehoben zu werden. Trotz der von Antisemitismus und Rassismus diktierten deutschen Besatzungspolitik in Litauen bestand die dringlichste Aufgabe der Besatzer in der Mobilisierung der wirtschaftlichen Ressourcen und der Arbeitskräfte für den deutschen Krieg. Der Streit zwischen den deutschen Instanzen ging stets um Prioritäten zwischen Sicherheit, Ernährung, Arbeitskräften und Siedlung. Das betraf auch die Ermordung der Juden und Kriegsgefangenen. Sowohl die deutsche Zivilverwaltung als auch die deutsche Sicherheitspolizei waren für den Massenmord verantwortlich, doch das Tempo der Ermordung bestimmte die Zivilverwaltung. Die Sicherheitspolizei musste sich dabei fügen. Bisher hat man beim Holocaust stets die Sicherheitspolizei als die treibende und bestimmende Kraft dargestellt, aber Dieckmann belegt, dass in Litauen (und vermutlich ebenso im ganzen Reichskommissariat für das Ostland) die Zivilverwaltung die Kontrolle über das Morden beanspruchte und durchsetzte. Zwar konnte bis heute kein schriftlicher Befehl für den Massenmord in Litauen und im Ostland gefunden werden, aber laut Dieckmann spricht alles dafür, dass Hitler seine Zustimmung dafür noch im Juli 1941, also vor der Einsetzung der Zivilverwaltung, erteilte. Am 1.8.1941 sagte Lohse, dass nach der Entscheidung Hitlers die Eindeutschung im Reichskommissariat für das Ostland das Endziel sein sollte und die Juden restlos entfernt werden sollten. Bereits am 2.8.1941 wurde der Entwurf vorläufiger Richtlinien zur Durchführung der Maßnahmen gegen die Juden verfasst und nach der Zustimmung der Sicherheitspolizei am 18.8.1941 bekannt gegeben. In Litauen überschritten die Besatzer bereits im Juli/August die Schwelle zum systematischen Massenmord der Juden. Die ersten Massenmorde fanden am 4.7.1941 in Daugavpils in Lettland und anschließend in Šiauliai und Kaunas in Litauen statt. Die Heeresleitung, die damals für die gerade besetzten Gebiete zuständig war, war offenbar involviert und glaubte dadurch die Nachschubwege für die Wehrmacht zu sichern.

Die zweite wichtige Aussage Dieckmanns betrifft die Mitverantwortung der Litauer am Judenmord. Dieckmann meint, dass die Entscheidung, im Baltikum mit dem Massenmord anzufangen, bereits durch das hier vorhandene gewaltbereite Personal zur Umsetzung dieses Vorhabens erleichtert wurde. Das ist natürlich eine gewagte These, da sie mit keiner Archivquelle belegt ist. Schließlich gab es im Baltikum vor 1940 keinen ausgeprägten und schon gar nicht gewaltbereiten Antisemitismus. Aber es stimmt, dass der Verlust der Eigenstaatlichkeit 1940 und die unter den Balten verbreitete Meinung, dass die Juden

an der Sowjetherrschaft mitschuldig sind, beim Ausbruch des deutsch-sowjetischen Krieges zu einer feindlichen Einstellung gegenüber den Juden führten, was jedoch nicht unbedingt bedeuten muss, dass die Balten damals schon in Mordkategorien dachten. Meiner Meinung nach trug zu den Feindlichkeiten gegen die Juden 1941 nicht minder die vom litauischen Staatspräsidenten Smetona in den dreißiger Jahren proklamierte These bei, dass die Litauer Hausherrn und die Minderheiten Gäste seien. Daraus leitete ein Teil der Aufständischen die Aufforderung ab, dass die Juden wegen der vermeintlichen Sympathie für das sowjetische System ihr Gastrecht in Litauen verwirkt hätten. Diese Zweiteilung der Staatsbürger der dreißiger Jahre bewirkte die Einstellung der litauischen Verantwortlichen 1941, nur noch ihr eigenes Volk zu schützen. Die Hoffnung der Balten, die Unabhängigkeit mit Hilfe der Deutschen wiederherzustellen oder zumindest eine gewisse Eigenständigkeit zu erlangen, verführte sie zu der Kooperation mit dem deutschen Okkupationsregime. Dieckmann beweist deutlich, dass die zentralen treibenden Kräfte der Besatzungspolitik die Sicherheitsbehörden und die deutsche Zivilverwaltung waren, aber praktikabel wurde sie nur durch die enorme Kooperationswilligkeit der litauischen Bevölkerung, denn auf der Verwaltungs- und Polizeiebene lag die Durchführung im Wesentlichen in litauischen Händen (S. 927). Dieckmann schreibt, dass die Ermordung der Juden nur in enger Zusammenarbeit der deutschen und litauischen Verwaltungen möglich war. Tatsächlich machten litauische Polizeitruppen einen großen Teil der Einsatzkräfte bei den Erschießungen aus. Litauische Historiker bestätigen die Beteiligung litauischer Hilfstruppen an den Morden, aber von enger Zusammenarbeit zwischen der deutschen und litauischen Verwaltung sprechen sie nicht, bestenfalls von einer aufgezwungenen, die dann spätestens ab Stalingrad zu einer Duldung der deutschen Herrschaft überging.

Ähnlich deutlich erhebt Dieckmann den Vorwurf der Bereicherung der litauischen Bevölkerung an den Juden geraubten Gütern. Dieckmann führt aus, dass die deutsche Zivilverwaltung sich am meisten daran bereichert hätte, aber auch die Bereicherung der Litauer habe große Ausmaße angenommen (S. 1044). Die straflose Bereicherung sei eines der wichtigsten Bindemittel zwischen der Besatzungsmacht und der besetzten Gesellschaft gewesen. Die Bereicherung auf Kosten der Mordopfer hätte viele zu Profiteuren des Mordens gemacht, eine antisemitische Grundhaltung hätte sich nahtlos mit der Interessen der eigenen Bereicherung verbunden. Dieser harten Beurteilung kann man schwerlich etwas entgegensetzen, vielleicht nur den Hinweis, dass die Litauer damals noch in Kategorien des Gewohnheitsrechts dachten, wonach das Aneignen herrenlosen Eigentums für sie keine strafbare und schändliche Tat bedeutete. Die Deut-

schen beanspruchten das Eigentum der Juden für sich. Da schien es so manchem Litauer, dass es besser sei, den Besitz an sich zu nehmen als ihn den Besatzern zu überlassen. Zumindest handelten so ähnlich die Litauer bei den Verbannungen ihrer Landsleute nach 1945, als Tausende Litauer über Nacht ins Innere der Sowjetunion abtransportiert wurden und deren Besitz dem Staat anheim fallen sollte. Die Nachbarn sorgten dafür, dass dem Staat nur noch das unbewegliche Gut übrig blieb, wobei öfters auch noch die Gehöfte angezündet wurden. Ähnlich erging es auch 1942, als die Anfang 1941 vom Reich „heimgeholt“ deutschen Umsiedler in die Heimat zurückkehren sollten. Weil die Höfe kurz vor dem Ankommen der Deutschen geplündert wurden, erließ der Ansiedlungsstab die Anweisung, die Übernahme zu verschweigen und sie erst dann vorzunehmen, wenn die deutsche Familie eingetroffen war. Dieser Hinweis soll dennoch keine Entschuldigung für die Bereicherung der Litauer im Falle des Judenmordes sein, bestenfalls ein Plädoyer für mildernde Umstände.

Die Ausführungen Dieckmanns über die Beteiligung der Litauer am Verbrechen gegen die Juden vor allem in den ersten Wochen und Monaten nach der deutschen Besetzung des Landes sind so eindeutig und belegt, dass es hier keinen Widerspruch mehr geben kann. Es gab Übergriffe seitens der Litauer gegen die Juden, die ohne Anweisung deutscher Stellen geschahen. Es fanden Festnahmen und Erschießungen vor allem jüdischer Männer statt, nur auf die Vermutung hin, dass sie Kommunisten seien. Und auch die Beteiligung der litauischen Polizei und der Aufständischen bei der Errichtung der Ghettos ist eindeutig belegt, wie auch die Beteiligung an den Massenerschießungen durch die von Deutschen kommandierten, aber größtenteils aus Litauern zusammengestellten Einsatzkommandos. Dieckmann benennt die Orte, wo sie stattfanden, und zwar flächendeckend. In über 200 litauischen Städtchen und Orten wurden bis Ende November 1941 Massenerschießungen vorgenommen, nach dem Bericht von Karl Jäger mit über 60.000 Toten. Bis zum 26.8.1941 war die Ermordung der Juden vor allem auf das Gebietskommissariat Šiauliai konzentriert (23 879 Opfer), vom 26.8.-4.9.1941 auf GK Kaunas-Land (5 2510 Opfer) und vom 9.9.-9.10.1941 im GK Vilnius Land (18 710 Opfer).

Im Folgenden möchte ich noch in aller Kürze auf den Aufbau des zweiten Teils dieser Untersuchung eingehen: die Übergangszeit Juli/August 1941; Mordkampagnen in der Provinz bis Ende November 1941; Einrichtung von Ghettos vor allem in größeren Städten; Aussetzung der Massenmorde im Dezember 1941; Raub und Verwertung jüdischen Vermögens; Leben in den Ghettos in der „stabilen Phase“ 1942-1944; organisierter jüdischer Widerstand; Umwandlung der Ghettos in KZ Ende 1943/Anfang 1944; ihre Zerstörung 1943/1944. Dieckmann gelingt es damit, dem furchtbaren Geschehen Konturen zu verleihen.

hen und bestimmte Abläufe aufzudecken. Offensichtlich sollten noch 1941 alle Juden ermordet werden, doch Ende 1941 stoppte die Zivilverwaltung vorläufig das Morden aus kriegswirtschaftlichen Gründen, denn man benötigte Arbeitskräfte für die Produktion kriegswichtiger Güter. Etwa 48 000 Juden wurden in den großen Ghettos in Šiauliai, Kaunas, Vilnius und Švenčionys mit einer eng begrenzten Selbstverwaltung interniert. Dieckmann beschreibt die Bemühungen der Juden, vor allem die der Vorsitzenden des Judenrates, das Leben in den Ghettos erträglicher zu gestalten. Im Unterschied zum Leben in KZs gab es in den Ghettos die Möglichkeit, die jüdische Gemeinschaft zu organisieren und ein soziales Leben zu entwickeln. In den Ghettos entstanden Widerstandsgruppen, die bereit waren, bei der Auflösung der Ghettos zu kämpfen und dadurch anderen die Flucht zu ermöglichen. Geflüchtete Juden schlossen sich vorwiegend sowjetischen Partisanen an, erlebten aber auch hier antisemitische Anfeindungen. Im Kapitel über Hilfe und Rettung der Juden (S.1324-1328) geht der Autor davon aus, dass ca. 3 000 Juden durch nichtjüdische Hilfe gerettet wurden und dass es mehr als 2 300 Retter in Litauen gab, unter denen jedoch nur wenige Vertreter der Intelligenz waren.

Sehr ausführlich beschreibt Dieckmann auch den Mord an Kriegsgefangenen, obwohl darüber noch nicht viel geforscht worden ist. Etwa 170 000 sowjetische Kriegsgefangene starben in Litauen an Unterernährung oder wurden erschossen, die meisten noch 1941. Erst als ab dem Frühjahr 1942 der Mangel an Arbeitskräften deutlich wurde, begann man auch die Kriegsgefangenen zur Arbeit heranzuziehen und sie besser zu ernähren. Litauische Instanzen waren in diese Morde nicht involviert. Weitere kürzere Kapitel behandeln die Partisanenbekämpfung (S.1400-1406) und die litauische Widerstandsbewegung (S.1407-1421). Dem litauischen Widerstand ging es vorwiegend darum, die deutsche Okkupation unbeschadet zu überstehen und sich auf die Rückkehr der Sowjetherrschaft vorzubereiten. Ausführlicher beschreibt Dieckmann den kommunistischen Widerstand, dem ein Kapitel über jüdische Partisanen folgt (S.1457 ff.). Erst ab 1943 erstarkte der sowjetische Partisanenkampf in Litauen, als 335 Aktivisten eingeflogen wurden. Es gab etwa 70 Partisanengruppen, vorwiegend in Ostlitauen. Die Zivilbevölkerung unterstützte sie sehr wenig. Seit 1943 nahmen die sowjetischen Partisanen auch Juden auf. Etwa 1 800 Juden flohen in die Wälder, von denen etwa 1 500 überlebten. Es gab keine einheitliche Behandlung der Juden in den einzelnen Gruppen der sowjetischen Partisanen. Bei den weißrussischen Partisanengruppen wurden rein jüdische Einheiten nicht geduldet, in den litauischen Wäldern dagegen gab es sogar eine Zeitlang bis zu neun rein jüdische Gruppen, bis Anfang 1944 alle nationalen Einheiten aufgelöst wurden.

So wie Ärzte am Tod nicht vorbeikommen und doch nicht verzweifeln dürfen, so müssen auch Historiker oft schreiende Ungerechtigkeiten und schwerste Vergehen an Menschen beschreiben und dürfen dabei selbst nicht in Wut oder Verzweiflung geraten, müssen vielmehr der Wirklichkeit nah bleiben und sie nüchtern analysieren. Auch siebzig Jahre nach dem Holocaust lässt dieses schreckliche Ereignis keinen Historiker kalt, es wühlt noch immer jeden auf, den Schreibenden und den Lesenden. Dieckmann hat sich mit diesem Thema länger als ein Jahrzehnt beschäftigt und man merkt seine Betroffenheit in vielfältiger Weise. In seinen Schilderungen weicht er keiner Grausamkeit aus. Man spürt förmlich, wie schwer es ihm fällt, Fassung zu bewahren, um in diesem verwirrenden Geschehen gewisse Strukturen zu entdecken. Dieckmanns Werk ist kein erbauliches Lesen, es schont den Leser weder bei der Offenlegung des Geschehens noch bei der Analyse. Das Werk sollte von jedem gelesen werden, der mehr über den Holocaust in Litauen erfahren und die Zusammenhänge verstehen möchte.

Arthur Hermann

* * *

Vasilijus Safronovas: Praeitis kaip konflikto šaltinis (Die Vergangenheit als Konfliktquelle). Tapatybės ideologijų konkurencija XX amžiaus Klaipėdoje (Die Konkurrenz der Identitätsideologien in Memel im 20. Jahrhundert). Vilnius: Lietuvos Istorijos Institutas 2011. 446 S. Ill. ISBN 978-9955-847-47-2

In den von verschiedenen Nationalitäten bewohnten Randgebieten des Deutschen Reiches entstanden Ende des 19. Jahrhunderts nationale Identitätsideologien, die noch bis zum Ausbruch des Zweiten Weltkriegs die örtliche Bevölkerung in ihren Bann zogen. Und auch nach dem Zweiten Weltkrieg und der Flucht bzw. Vertreibung der Deutschen haben staatliche Instanzen und soziale Gruppen um die Ausrichtung der Identität der neuen Bevölkerung hart gerungen. Vasilijus Safronovas, der unseren Lesern aus einigen Beiträgen in den AA bekannt ist¹⁰, beschäftigt sich mit Formen, Bedeutungssystemen, Ausrichtungen und Wirkungen der nationalen Identitätsideologien in Memel/Klaipėda, wo 1919-1939 deutsch- und litauischorientierte soziale Gruppen, 1945-1988 pro-russische und pro-litauische Gruppierungen und nach 1988 national ausgerichtete und pragmatisch denkende Kreise in Konkurrenz traten. Safronovas führt aus, dass die Identitätsideologien stets auf die gemeinsame historische Erinne-

¹⁰ V. Safronovas: Identitätskonflikte, Symbolwerdung der Grabstätten und der Kult um die Befreier in Klaipėda/Memel. In: Annaberger Annalen 16.2008 ; Der Anschluss des Memelgebietes an Litauen. In: Annaberger Annalen 17.2009.

rung aufbauen, also auf Vergangenheit, die die Menschen verbinden aber auch trennen kann. Die Pflege von bestimmten Symbolen und Ritualen dient dazu, die Vergangenheit immer wieder aufs Neue wachzurufen, um der Gegenwart eine bestimmte Ausrichtung zu verleihen.

Es gab bisher zahlreiche Untersuchungen deutscher und litauischer Forscher über die nationalen Auseinandersetzungen in Memel (vor allem in der Zwischenkriegszeit), aber die meisten litten darunter, dass sie nur die Gegenseite beschrieben und gegenüber dem eigenen Tun nicht kritisch genug waren. Safronovas ist der erste Forscher, der alle Identitätsideologien im Blick behält und sie vergleicht, sowie streng objektiv bewertet. Er beschreibt die Bemühungen und Konkurrenz der einzelnen Gruppen um die Ausrichtung der nationalen Identität, schildert die Wirkungen der Symbole und Rituale, beleuchtet die Rolle der Machtquellen und der Kommunikationsnetze. Die Untersuchung dürfte zur Schwächung der nationalen Ausrichtung der konservativen Kreise in Litauen beitragen und der Argumentation der Berufshistoriker neue Impulse verleihen.

Wegen der zentralen Bedeutung der Zwischenkriegszeit für das Memelland bringe ich eine ausführlichere Zusammenfassung dieses Teils der Untersuchung. In dem 1919 vom Reich abgetrennten Memelgebiet entstanden zugleich starke deutschgesinnte Gruppierungen mit dem Ziel, die Ausrichtung der Bevölkerung auf Deutschland aufrecht zu erhalten. Die Memelländer, darunter auch der größere Teil der litauischsprachigen, fühlten sich stark mit Preußen verbunden. Die Verehrung der Königin Luise und Kaiser Wilhelm I., die gemeinsamen Erlebnisse während der deutschen Vereinigungskriege und im Ersten Weltkrieg einigten fast alle Memelländer, ungeachtet ihrer Muttersprache. Um diesen Zusammenhalt auch weiterhin zu erhalten, wurde nach 1919 von der memeldeutschen Seite sogar der regionale Kontext von Preußisch-Litauen aufgegriffen. Damit sollte das Litauertum im Memelland allerdings nicht gestärkt, bestenfalls dessen Erbe gewürdigt werden. Das alles führte dazu, dass ein nicht geringer Teil der Bevölkerung des Memelgebietes, ungeachtet ihrer Muttersprache, sich als Memelländer begriffen und sich bei der Volkszählung 1925 als „Memelländer“ eintrug. Die litauische Seite hat in ihnen einge-deutschte Litauer gesehen, was Safronovas in Frage stellt.

Bis 1919 gab es im Memelland fast gar keine litauische Nationalbewegung, die sich eher um Tilsit herum bemerkbar machte. Nach der Abtrennung des Memelgebietes vom Deutschen Reich zogen etliche Führer der preußisch-litauischen Bewegung nach Memel um und setzten hier ihren Kampf gegen die prodeutschen Kräfte fort. Deutscherseits entstand in Memel der Deutsch-Litauische Heimatbund, der bis 1922 68 500 Mitglieder vereinigte. Er verfolg-

te eine recht selbständige Politik für die Errichtung eines Freistaates, der von Deutschland nicht in Betracht gezogen wurde. Aber nachdem Litauen im Januar 1923 das Memelgebiet annektiert hatte, verlor der Heimatbund an Bedeutung. Im Herbst 1923 entstand der Memelländische Kulturbund, der die Ausrichtung auf Deutschland verstärkte und vom Deutschen Generalkonsulat Unterstützung erhielt. Der Kulturbund trat als Verteidiger der memelländischen Autonomie auf, wofür sich auch die litauischsprachigen Memelländer mehrheitlich aussprachen, und schuf für die politische Arbeit die Landwirtschafts- und die Volkspartei. 1933 schwappte der Nationalsozialismus auch auf das Memelgebiet über und veränderte nicht nur die Parteienlandschaft, sondern auch die bisherige Identitätsideologie. Der Begriff „Memelländer“ schwand immer mehr und an seiner statt trat der Begriff „Memeldeutscher“ auf, besonders sichtbar an dem 1938 gegründeten Memeldeutschen Kulturverband, den Nachfolger des Memelländischen Kulturbundes. Als solche wurden auch die litauischsprachigen Memelländer betrachtet, denen infolge des langen Zusammenlebens sogar die rassische Nähe zu den Deutschen zugebilligt wurde. Bis 1939 traten dem Kulturverband, in dem Deutsche und Litauer eine Volksgemeinschaft bilden sollten, über 50 000 Memelländer bei. Auch die nationalsozialistische Bewegung im Memelland berief sich auf die Heimat, da sie das verbindende Element der memelländischen Bevölkerung war. Besonders vor den Wahlen wurde die Heimat beschworen. Wer litauische Parteien wählte, galt als Verräter der Heimat. 1935 stellten die deutschen Parteien eine Einheitsliste auf und verzichteten auf jegliches Programm mit dem Hinweis, die Liebe zur Heimat sei ihr Programm. Denkmäler aus der deutschen Zeit und besonders der Heldenfriedhof für die Gefallenen des Ersten Weltkriegs dienten als Verbundenheitssymbole mit Deutschland. Nachdem Litauen ab 1936 weitgehend auf die Einmischung in die memelländischen Angelegenheiten verzichtet hatte, wagten nur noch wenige der Preußisch-Litauer, sich für Litauen einzusetzen. Nach der Betrachtung der deutschen Identitätsideologie wendet sich Safronovas der litauischen zu. Die Litauer stellten 1919 in Memel nur 9,2% der Bevölkerung. Die meisten von ihnen stammten aus dem Umland und passten sich schnell an die deutsch geprägte Stadtkultur an, in der Meinung, dass die deutsche Kultur eine höhere sei. Die in die Stadt 1919-1920 zugezogenen preußisch-litauischen Funktionäre investierten ihr mitgebrachtes Geld in die Gründung der Rytas-Druckerei, der litauischen Bank und einer Möbelfabrik. Von Litauen erhielten sie zu der Zeit keine Zuwendungen, denn noch bis 1933 investierte Litauen nur wenig im Memelgebiet. Im ganzen dritten Jahrzehnt besserten sich die Bedingungen für eine prolitauische Identitätsideologie nur wenig. Ihre Organisationen blieben schwach und uneinig, in den Programmen der

litauischen Parteien wagte man kaum, offen für das Litauertum zu werben. Man begnügte sich deshalb mit sozialen und wirtschaftlichen Forderungen. In den zwanziger Jahren entstanden nur drei private litauische Grundschulen und ein Gymnasium, das aber keine eigenen Räume besaß. Die litauische Zentralregierung setzte vor allem auf die Zuwanderung der Großlitauer, so dass bis 1938 15 000 Litauer neu in die Stadt kamen, die meisten von ihnen jedoch als Arbeitskräfte mit wenig Bildung. Erst als der Nationalsozialismus im Memelgebiet völlig neue Bedingungen schuf, ergriff die litauische Zentralregierung die Initiative und ging rigoros gegen die deutschen Kräfte vor. Die bisherige deutsch orientierte Führungsschicht des Landes sollte aus der Politik und Wirtschaft verdrängt werden, ein Relituanisierungsprogramm wurde mit dem Ziel, das Memelgebiet mit litauischen Leben zu füllen, aufgestellt. An eine direkte und schnelle Lituanisierung der Memelländer dachte man aber nicht. Aus Litauen wurden Behörden, höhere Schulen und Fabriken verlegt. Man investierte in diesen Jahren viel und errichtete sogar eine litauische „Insel“ in deutscher Umgebung um das neu errichtete Gymnasium, Theater und die katholische Kirche. Analog der Entwicklung der prodeutschen Seite wurden auch die litauischen Organisationen militarisiert, die litauischen Parteien vereinigten sich, ein Lenkungskomitee umschloss alle litauischen Organisationen mit ihren 14 443 Mitgliedern. Einige preußisch-litauische Organisationen widersetzten sich dieser Zentralisierung. Es gab weiterhin Unstimmigkeiten zwischen den Memellitauern, die sich missachtet fühlten, und den Großlitauern, die diesen misstrauten.

Die prolitauischen Diktionen, Symbole und Rituale der Memellitauer bauten ausschließlich auf die Pflege der litauischen Sprache und der heidnischen Zeit vor der Ankunft der Kreuzritter. Daher legten sie der Öffentlichkeit meistens zwei historische Sujets vor: die Eroberung des Landes durch den Deutschen Orden und der Kampf der Preußisch-Litauer gegen die Germanisierung. Die überzeugten Memellitauer wehrten sich gegen die Dominanz der Deutschen, doch der litauische Nationalismus in der Prägung der autoritär ausgerichteten Tautininkai blieb ihnen eigentlich fremd. Sie versuchten, ihre Landsleute zu überzeugen, dass die Preußisch-Litauer die eigentlichen Herren des Landes seien, die Deutschen dagegen die Eroberer. Die Übernahme des Deutschtums von vielen ihrer Landsleute betrachteten sie als ein Ergebnis der Germanisierung. Daher werteten sie den Anschluss des Memellandes an Litauen als eine Befreiung des Landes von der deutschen Unterdrückung und als eine Vereinigung der beiden Teile Litauens. Am 15. Januar wurden alljährlich feierliche Veranstaltungen vor dem 1925 errichteten Denkmal für die Gefallenen des „Aufstandes“ inszeniert. Dagegen fanden im Memelland die in Litauen populä-

ren Veranstaltungen zur Wiedergewinnung des Wilnagebietes keinen Anklang. Der 1934 zum ersten Mal in Memel durchgeführte Tag des Meeres wurde als eine gemeinsame Feier von Groß- und Kleinlitauern konzipiert. 60 000 Besucher aus ganz Litauen nahmen teil. Aber schon in den folgenden Jahren verloren alle litauischen Identitätsideologien an Schwung und kamen spätestens ab 1938 völlig zum Erliegen.

Der in den zwanziger Jahren von deutschen Historikern aufgestellten These von der Einwanderung der Litauer nach Nordostpreußen im 15./16. Jahrhundert stimmten anfänglich litauische Historiker zu, doch ab 1933 erschienen zahlreiche Untersuchungen litauischer Historiker in litauischer und deutscher Sprache gegen diese These. Sie bemühten sich, Beweise für das Fortleben der baltischen Urbewölkerung in der Wildnis auch nach der Besetzung des Landes zu erbringen. Gegensätzliche Meinungen der Historiker gab es auch bezüglich des Charakters der Stadt Memel. Die Deutschen hielten Memel für die älteste Stadt Ostpreußens, die 1923 von Litauern erobert wurde, die Litauer sprachen dagegen von der seit dem 13. Jahrhundert besetzten Stadt, die 1923 wieder befreit wurde. In der Zusammenfassung dieser Periode gibt Safronovas zu bedenken, dass die litauische Identitätsideologie nur unter günstigen internationalen Bedingungen entstehen konnte und sie nur von einem kleinen Kreis der Memellitauer getragen wurde. Sie konnte nur unter Bedingungen des Kriegsrechts aufrechterhalten werden, wobei das Kriegsrecht im Memelland selbst wegen internationalen Vereinbarungen nur ansatzweise Verwendung fand und die deutsche Presse nur wenig behindert werden konnte. Die deutsche Seite war viel besser organisiert, konnte sich auf Deutschland und die memelländische Führungsschicht stützen, so dass Lituanisierungsmaßnahmen unter den Bedingungen der Autonomie nicht greifen konnten. Deshalb betrachtete das Deutsche Reich das Memelland als ein Depositem, das durch Litauen vom französischen und polnischen Einfluss freigehalten wurde, und hatte keine Eile, es sich wieder zurück zu holen. Da fast alle Memelländer Deutschland und nicht Litauen als ihre Heimat ansahen, mussten alle litauischen Bemühungen letztlich scheitern.

Die Wahlergebnisse bestätigten nur die wahre Ausgangslage.

Die Ausführungen von Safronovas zu der sowjetischen und postsowjetischen Zeit bringe ich lediglich in geraffter Form, auch wenn sie nicht minder spannend sind. Nach der Flucht der Memelländer 1944/1945 ergab sich für Litauen die einmalige Chance, das Land mit einer Neubesiedlung zu lituanisieren. Bereits am 13.3.1945 stellte die litauische KP an Moskau den Antrag, das Memelland neu besiedeln zu dürfen. Am 12.6.1945 erfolgte die Genehmigung, dort 9.600 bäuerliche Familien anzusiedeln. Auch wenn unter den sowjetischen

Verhältnissen keine nationalen Identitätsideologien erwünscht waren und die prodeutsche sogar untersagt war, entwickelten sich innerhalb der sowjetischen Herrschaftselite Litauens - der sogenannten Nomenklatura - prorussische und prolitauische Bedeutungsformen, die bald in Konkurrenz traten. Nach 1945 kehrten einige Großlitauer, die in der Zwischenkriegszeit in Memel gelebt hatten, in die Stadt zurück und griffen mit Unterstützung des Vorsitzenden des Exekutivkomitees der Stadt, Viktoras Bergas, dessen Vater ein Kommunist aus Ostpreußen war, die litauische Identitätsideologie der Vorkriegszeit weitgehend auf, die bezüglich dem Deutschtum mit der sowjetischen Einstellung übereinstimmte. Die neuerliche „Befreiung“ der Stadt wurde alljährlich als das Ergebnis der Völkerfreundschaft zwischen Russen und Litauen gefeiert, und auch der Mythos von 1923 wurde wieder aufgewärmt. Mit der Absetzung von Bergas Ende 1946 ging man jedoch dazu über, der Bevölkerung alles, was mit der Geschichte der Stadt zu tun hatte, vorzuenthalten und prolitauische Aussagen einzudämmen. In der Stadt selbst stellte die russischsprachige Bevölkerung noch bis in die siebziger Jahre die Mehrheit. Erst nach 1960 gelang es in Klaipėda, einige höhere litauische Institute aufzubauen und litauische Intellektuelle anzulocken, indem man ihnen ohne Wartezeiten Wohnungen zur Verfügung stellte. Mit der Zeit entstand in der Stadt ein soziales Netz aus litauischen Heimatforschern, Künstlern und Intellektuellen, unterstützt von litauischen Vertretern der Stadtnomenklatura. Das Netz agierte geschickt an der Loyalitätsgrenze zur Sowjetmacht. Memellitauische Attribute wurden mit der litauischen Identitätsideologie, die eigentlich noch aus der Vorkriegszeit stammte, verquickt. Erst jetzt verfestigte sich anstelle von Preußisch-Litauen der Begriff „Kleinlitauen“. Man fing wieder an, sich für die Geschichte der Stadt zu interessieren, allerdings beschränkt auf litauische Spuren. Die Altstadt wurde restauriert, Denkmäler für litauische nationale Helden aufgestellt. Das Denkmal für die Gefallenen des Jahres 1923 überstand sogar die ganze Sowjetzeit. Das, was in der Vorkriegszeit nicht gelang, konnte dann in den achtziger Jahren weitgehend verwirklicht werden, nämlich die Lituanisierung der Stadt. Die Ortsgruppe von „Sajūdis“ brachte 1988 die Zeitschrift „Mažoji Lietuva“ heraus, das Stadtmuseum wurde zum Historischen Museum Kleinlitauens umbenannt. Das deutsche Erbe wurde jetzt weitgehend toleriert, da von ihm keine Gefahr mehr ausging.

Es ist bemerkenswert, dass der Autor seine Betrachtung nicht mit der Wende abschließt, sondern bis in die Gegenwart hineinführt. In der Wende 1988-1991, als die Berufshistoriker außerstande waren, schnell auf die Veränderungen zu reagieren, wurde die nationalgeprägte Vorkriegs- und Exilliteratur in hohen Auflagen verlegt und damit die Vorkriegsmythen noch verstärkt. Als Gorbačev

seine Zweifel an der Zugehörigkeit des Memellandes zu Litauen in der Öffentlichkeit äußerte, unterschrieben zahlreiche Memelbewohner einen offenen Brief an ihn, dass Klaipėda schon immer litauisch war. Im Mai 1989 gründete sich der Verband der Kleinlitauer „Mažoji Lietuva“ für die Pflege der Kultur, in Vilnius entstand der Rat für Kleinlitauische Angelegenheiten, der sich auf die politische Arbeit konzentrierte. Der Rat erhob die sogenannte Tilsiter Akte von 1919 zum Einheitssymbol beider Litauen, obwohl die Akte vor dem Krieg überhaupt nicht beachtet wurde. In Klaipėda erhielten zahlreiche Straßen und Plätze Namen bekannter Preußisch-Litauer. Auch einige deutsche Symbole wie der Ännchen-von-Tharau-Brunnen wurden verinnerlicht. Die Stadt übernahm das alte Stadtwappen, doch der nationale Diskurs wurde noch immer vom alten Sozialnetz diktiert und fand Unterstützung auch bei Politikern. 1997 wurde ein Denkmal für Mažvydas und 2003 für die Einheit Litauens errichtet, beide von einflussreichen Leuten aus Wirtschaft und Politik gesponsert, wobei sich die Mehrheit der Stadtbevölkerung in einer Umfrage gegen das Denkmal für die Einheit ausgesprochen hatte. Diese beiden Denkmale spielen heute im Bewusstsein der Öffentlichkeit keine Rolle mehr, im Unterschied zu denen für die Gefallenen von 1923, für Donelaitis und für die gefallenen sowjetischen Soldaten 1945, die allesamt als Mittelpunkt bestimmter Zeremonien dienen (das Denkmal für die Gefallenen von 1945 nur für die russischsprachige Bevölkerung und die Kriegsveteranen).

Seit dieser Jahrtausendwende schwindet der Einfluss alter Losungen und Mythen zusehends. Die Stadtverwaltung sorgt sich heute eher um das Bild einer offenen Stadt in Europa und bemüht sich um Investitionen. Die Jugend kann mit den alten Symbolen nichts mehr anfangen. Ausschlaggebend für das Abflauen der einseitigen und verengten Vergangenheitsdeutung ist jedoch die Kritik der Berufshistoriker, hier vor allem die der Historiker des 1992 gegründeten Instituts für die Geschichte Westlitauens und Preußens, das später in Institut für Geschichte und Archäologie der Ostseeregion umbenannt wurde. Die pragmatisch denkende und von Marktgesetzen beeinflusste Stadtbevölkerung akzeptiert heute vorbehaltlos die multikulturelle Stadtvergangenheit. Mittlerweile verwenden 17 Firmen sogar Memelis anstatt Klaipėda, und das neu errichtete Burgmuseum kommt völlig ohne nationale Bilder aus. Und auch der beliebte Tag des Meeres wird heute ausschließlich von der Industrie und dem Handel organisiert und ist völlig kommerziell ausgerichtet. Die nationale Identitätsideologie findet heute in Klaipėda weniger Beachtung und hat weniger Anhänger als in Vilnius oder in Kaunas.

Arthur Hermann

* * *

Daugiareikšmės tapatybės tarpuerdvėse: Rytų Prūsijos atvejis XIX-XX amžiais – Die vieldeutigen Identitäten in den Zwischenräumen: Der Fall Ostpreußen im 19./20. J. Hrsg. v. Vasilijus Safronovas... Klaipėda 2011. 355 S. (Acta historica Universitatis Klaipedensis. 23)

Das seit 20 Jahren an der Universität Klaipėda bestehende Institut für Geschichte und Archäologie der Ostseeregion gab 2011 einen wichtigen Band innerhalb der Reihe „Acta historica universitatis Klaipedensis“ heraus. Er setzt fort und ergänzt den vor 12 Jahren erschienenen Sammelband „Selbstbewußtsein und Modernisierung. Soziokultureller Wandel in Preußisch-Litauen vor und nach dem Ersten Weltkrieg“, der von Robert Traba herausgegeben worden war. Wie im „Selbstbewußtsein...“ geht es auch in diesem neuen Sammelband um die Nationalismen und den Identitätswandel in Ostpreußen, vor allem in Preußisch-Litauen. Der Band vereint Aufsätze zur Entstehung nationalistischer Bedeutungssysteme und historischer Meistererzählungen und beschäftigt sich mit wechselnden Identitäten und Erinnerungsorten.

Der Herausgeber des Bandes, Vasilijus Safronovas, veröffentlicht in diesem Band zwei ausführliche Beiträge. Im ersten schreibt er über die Entstehung der preußischen Meistererzählung von der deutschen Sendung im Osten. Er schildert den schrittweisen Übergang von der etatistischen zu der nationalistischen Weltanschauung im Verlauf des 19. Jahrhunderts. Zu den Bedeutungsmustern bzw. Plots der historischen deutschen Meistererzählung gehören die Rolle der Hohenzollern, vor allem die der Königin Luise, Kaiser Wilhelm I und Bismarck, sowie die deutschen Vereinigungskriege, die zur Errichtung des Nationalstaates führten. Erst in dieser Zeit wandelte sich der ostpreußische Lokalpatriotismus in die Erkenntnis, dass man zur deutschen Nation gehöre. Das geschah vor allem über den Kult um Luise und Wilhelm I, was an den damals errichteten Denkmälern sichtbar wird. Das Denkmal „Borussia“, errichtet in Memel 1907, ist ein Beispiel für diese neue Identifikation. In seinem zweiten Beitrag wendet sich Safronovas dem litauischen Nationalismus in Preußisch-Litauen zu, der Ende des 19. Jahrhunderts als Antwort auf den deutschen Nationalismus entstand. Noch bis Mitte des 19. Jahrhunderts bezeichneten sich auch die deutschsprachigen Bewohner Preußisch-Litauens als Litauer, wie man an der Studentenverbindung „Littuania“ ersehen kann, von der sogar acht Mitglieder an der deutschen Nationalversammlung in Frankfurt 1848 teilnahmen. Erst als auf Anordnung der preußischen Regierung im achten und neunten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts die litauische Sprache aus der Öffentlichkeit verdrängt werden sollte, reagierte die litauischsprachige Bevölkerung mit der Petitionsbewegung, ohne ihre

Loyalität zu Preußen in Frage zu stellen. In der Folge entstanden zwei Flügel der litauischen Nationalbewegung: die konservative Mehrheit, die die Zugehörigkeit zu Preußen bejahte, und eine kleine Minderheit, die durch ihre Kontakte zu Großlitauern sich zum gesamtlitauischen Volk zugehörig fühlte. Die Deutschen wurden von dieser Gruppe negativ beurteilt, die Gefahr der Germanisierung der litauischen Minderheit wurde in den Vordergrund gestellt. Diese Gruppe übernahm weitgehend aus der Zeitschrift „Ausra“ die litauische Meistererzählung von der Größe und Bedeutung des litauischen Volkes im heidnischen Heldenzeitalter Litauens. Auch die Preußisch-Litauer fingen an, Großfürst Vytautas und die Schlacht von Tannenberg 1410 zu verherrlichen. Man baute auf eine negative Beurteilung des Geschlechts der Hohenzollern, allerdings mit Ausnahme von Luise und Bismarck, die wegen ihrer Beliebtheit bei den Litauern geschont wurden. Als Träger der litauischen Meistererzählung fungierten die um die Wende zum 20. Jahrhundert gegründeten litauischen Vereine. Der Rombinus wurde zum heiligen Berg der Litauer erkoren, 1896 das erste Denkmal für Donelaitis aufgestellt.

Von den übrigen Beiträgen führe ich nur die meiner Meinung nach wichtigeren auf. Auf die ostpreußische Identität geht Magdalena Niedzielska in ihrem Beitrag „Die Identität der politischen Eliten in Ostpreußen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts“ ein. Sie unterstreicht für diese Periode den starken preußischen Lokalpatriotismus und die ausgeprägte Verbundenheit der ostpreußischen Bevölkerung mit der preußischen Monarchie. Der Beitrag von Christian Pletzing „Die Konstruktion deutscher Identität in Preußisch-Litauen 1848-1871“ setzt die Ausführungen von Niedzielska fort. In dieser Periode unterstützten die Liberalen und die Demokraten die deutsche Nationalbewegung, im Gegensatz zu den Konservativen, die weiterhin auf den preußischen Patriotismus setzten. Mit der jüdischen Emanzipation beschäftigt sich Ruth Leiserowitz. Anhand einer um 1870 aus Litauen nach Tilsit eingewanderten jüdischen Familie schildert sie den Identitätswandel der Juden in Ostpreußen bis in die dreißiger Jahre des 20. Jahrhunderts. Die alte Generation hielt zwar noch Kontakte mit der Verwandtschaft in Litauen, den Kindern jedoch gaben sie deutsche Vornamen und ließen sie deutsche Schulen besuchen. Die junge Generation passte sich völlig der deutschen Umgebung an, leistete Militärdienst und fühlte sich als deutsche Patrioten. Dem Engagement von Adalbert Bezzenberger und Ludwig Passarge um die Erhaltung der litauischen Kultur geht Nijolė Strakauskaitė nach. Arūnė Liucija Arbušauskaitė beschreibt den erzwungenen häufigen Wechsel der Staatsangehörigkeit der Memelländer von 1919 bis in die Gegenwart. Bedeutsam ist der Beitrag von Hektoras Vitkus „Kleinlitauen als litauischer Erinnerungsort“. Er untersucht

die Besonderheiten von Kleinlitauen im heutigen Diskurs der litauischen Gedächtniskultur und führt die kulturellen und politischen Aspekte auf, die mit dem Image Kleinlitauens verbunden sind.

Im Quellenteil dieses Bandes ist das Tagebuch des ehemaligen litauischen Gouverneurs Jonas Budrys aus dem Jahr 1925 abgedruckt, das speziell für die litauische Regierung verfasst wurde und schonungslos die Intention Litauens im Memelgebiet (wichtig sei vor allem der Hafen) beschreibt und die kritische Einstellung von Budrys gegenüber den kleinlitauischen Funktionären bestätigt.

Arthur Hermann

* * *

Edwin Geist: „Stündlich zähle ich die Tage...“. Tagebuch für Lyda. März – August 1942. Vorgestellt von Reinhard Kaiser. Berlin: AB -Die Andere Bibliothek 2012. 282 S. Ill. Mit einer CD. (Die Andere Bibliothek. 325.) ISBN 978-3-8218-6246-0

Schon ein Mal erschien zur Frankfurter Buchmesse, deren Gastland Litauen 2002 war, im Verlag Baltos Lankos in Vilnius das Tagebuch von Edwin Geist auf Deutsch, herausgegeben von Jokūbas Skliutauskas. Diese Veröffentlichung blieb jedoch weitgehend unbeachtet. Jetzt wurde das Tagebuch aufs Neue von Reinhard Kaiser bearbeitet und mit einem ausführlichen Vor- und Nachwort, sowie mit zahlreichen Abbildungen versehen veröffentlicht. Bereits 2004 hatte Reinhard Kaiser die Geschichte von Edwin Geist und seiner Frau Lyda in seiner Veröffentlichung „Unerhörte Rettung. Die Suche nach Edwin Geist“ beschrieben.¹¹ Es ist somit der dritte Versuch, das Schicksal von Edwin Geist und sein Tagebuch an die Leser heranzutragen, dieses Mal hoffentlich mit mehr Erfolg, denn die Geschichte um Edwin Geist erfüllt alle Voraussetzungen für eine erfolgreiche Story. Sie erzählt von einer großen und äußerst dramatischen Liebe: Heirat trotz Widerstand der reichen Eltern der Braut, Edwin Geist bricht sein Versprechen gegenüber den Nazis, sich von seiner Frau scheiden zu lassen und erreicht sogar ihre Freilassung aus dem Ghetto. Sie berichtet von einer an Wunder grenzenden Rettung zweier Menschen in einer Zeit, als Juden nicht nur rechtlos, sondern auch todgeweiht waren. Auf die Fürsprache einer mutigen Frau hin wird Edwin von Helmut Rauca, dem Verantwortlichen für die Judenmorde in Litauen, aus dem Ghetto entlassen. Später kann er mit gefällschten Papieren auch seine Frau aus dem Ghetto holen. Die Todesdramatik ist in der Geschichte nicht zu überbieten: Edwin wird nach einem halben Jahr in der Freiheit wieder verhaftet und bald erschossen, seine

¹¹ siehe die Rezension in: AA 12.2004. S.260-262.

Frau begeht kurze Zeit später Selbstmord. Die Geschichte erzählt von ungewöhnlichen Menschen (z. B. von Dora Kaplan, die, obwohl ihr jüdischer Mann umgebracht wurde, Beziehungen zu Nazigrößen eingeht und Juden hilft), von wankelmütigen Judenmördern (der oben genannte Rauca, der aus Hinneigung zu Dora Kaplan die beiden Geists aus dem Ghetto entlässt), von treuen Freunden (z.B. Helene Holzmann oder Benediktas Rutkūnas, die Geists beistehen). Wir erleben eine Hauptfigur, die nicht gegensätzlicher sein kann: Edwin Geist ist ein selbstverliebter und teilweise lebensferner Künstler, der aus Liebe zu seiner Frau Himmel und Hölle in Bewegung setzt, um sie zu retten, aber andererseits nach seiner Entlassung aus dem Ghetto auf seine Vorteile als Deutscher nicht verzichten will, in der Kantine für Deutsche speist, sorglos mit jedem Deutschen in Kontakt tritt und die Warnungen, Kaunas zu verlassen, nicht beachtet. In dieser Geschichte stehen Leben und Tod stets beieinander. Das Tagebuch, eines der wenigen erhaltenen aus der Zeit der Ghettos, ist voll von Liebespoesie, beschreibt dennoch fast nirgends die schrecklichen Verfolgungen der Juden, so als ob sie der Schreiber nicht wahrnehmen will. Die ganze Geschichte ist wie geschaffen als Stoff für einen dramatischen Film oder sogar für ein Theaterdrama. Das letztere ist in der Tat auch von dem bereits erwähnten Skliutauskas 1969 umgesetzt worden, allerdings wurde hier Edwin Geist als überzeugter Kämpfer gegen die Nazideutschen unter Verschweigen des jüdischen Hintergrunds dargestellt. Auf alle Fälle kann man dieser Ausgabe von Reinhard Kaiser nur wünschen, dass sie mehr Erfolg als alle anderen Versuche haben möge. Das Motiv des Herausgebers ist ausschließlich, Edwin Geist als Person und Künstler bekannt zu machen. Die Voraussetzungen dafür sind dieses Mal besser als bei allen vorherigen Versuchen: Der Herausgeber besitzt einen guten Namen als Schriftsteller, der bereits mit anderen ähnlichen Vorhaben Erfolg hatte,¹² und die neue Ausgabe ist in einer vielbeachteten Reihe erschienen. Der Ausgabe ist eine CD mit einigen Werken von Edwin Geist beigegeben, was zum Bekanntwerden von Geist als Komponisten beitragen kann. Ein Gesamtverzeichnis der Werke und Schriften von Edwin Geist ist beigelegt.

Der Herausgeber stellt auf S. 22 Überlegungen an, wann und wie Edwin und Lyda geheiratet haben, denn im katholischen Litauen, in dem die kirchliche Trauung als Nachweis der Ehe galt, duldeten die Religionsgemeinschaften keine Mischehen (Lyda war jüdischen Glaubens). Deshalb nimmt Kaiser an, dass die Geists in Lettland geheiratet hätten. Der Weg nach Lettland war

¹² Helene Holzman: „Dies Kind soll leben“. Die Aufzeichnung der Helene Holzman, 1941-1944. Hrsg. v. Reinhard Kaiser und Margarete Holzman. Frankfurt a.M.: Schöfling 2000. 384 S. XXXII Abb.

jedoch vermutlich für Geists nicht nötig, denn in Litauen galt die Reformierte Kirche als ein guter Ausweg in solchen Fällen. Und da Edwin mit dem litauischen Komponisten Vladas Jakubėnas befreundet war, dessen Vater Povilas Jakubėnas Superintendent der Reformierten Kirche Litauens war, ist es nicht unwahrscheinlich, dass dieser das Paar Geist getraut hat.

Arthur Hermann

* * *

Sonya Winterberg: Wir sind die Wolfskinder. Verlassen in Ostpreußen. München: Piper 2012. 335 S. Ill. ISBN 978-3-492-05515-4

Es gibt Bücher, die man nur mit innerer Betroffenheit lesen kann. Dazu gehören Erinnerungen der Juden, aber auch die der Deutschen, vor allem in Ostpreußen, wo die Rote Armee am unmenschlichsten und brutalsten vorgegangen ist. In diesem Buch wird das Schicksal der sogenannten Wolfskinder während der letzten Tage des Krieges und in der Nachkriegszeit beschrieben. Das sind Kinder, deren Mütter (die Väter waren schon gefallen, befanden sich in der Wehrmacht, oder wurden gleich in den ersten Tagen nach der Eroberung Ostpreußens erschossen) nach zahlreichen Vergewaltigungen verstorben, verhungert oder an Seuchen gestorben waren, so dass sie alleine durchkommen und sich wie die Wölfe sich durchschlagen mussten. In diesem Buch sind es ostpreußische Kinder, die um nicht zu verhungern nach Litauen ausgewichen sind, wo sie aufgenommen wurden und teilweise bis heute leben. Mehrmals musste ich das Buch zur Seite legen und mir eine Pause können, weil die Bilder von soviel erlittener Qual zu schmerzhaft sind. Wut dagegen riefen die Darstellungen der Autorin über die Kaltherzigkeit der Bundesbehörden in der Ära Kohl hervor, als nach der Wende die wenigen noch in Litauen lebenden Wolfskinder Anträge in Deutschland auf die deutsche Staatsangehörigkeit und Unterstützung stellten und man sie jahrelang regelrecht schickanierte, indem man von ihnen Dokumente und deutsche Sprachkenntnisse verlangte, obwohl sie damals nach dem Krieg nichts außer ihrem Leben retteten, sie meistens nie eine Schule besuchen konnten und die deutsche Sprache verlernt hatten, da sie damit nicht auffallen durften. Dabei kann man der Autorin keinesfalls vorwerfen, dass sie mit Gefühlen hausieren geht oder auf Effekte baut. Ihre Art zu erzählen kann man eher als zurückhaltend bezeichnend, wenn man bedenkt, wieviel Leid beschrieben werden muss und in welcher schwierigen Lage sich die letzten Verbliebenen befinden.

Das Buch ist keine wissenschaftliche Untersuchung. Eine solche liegt schon

von Ruth Kibelka vor.¹³ Es ist ein Bericht einer engagierten Journalistin, übrigens einer Finnin, die mit Wolfskindern Kontakt aufnahm, Interviews mit ihnen machte, gemeinsam mit ihnen nach Deutschland und in das Kaliningrader Gebiet reiste und den ehemaligen Bundestagsabgeordneten Wolfgang von Stetten, der sich bis heute um das Schicksal der Wolfskinder kümmert, aufsuchte. Die Autorin stellt nicht die Einzelschicksale in den Vordergrund, sondern die ganze Gruppe der Wolfskinder, von denen nicht wenige bereits in den Jahren 1948-1951 in die DDR abgeschoben wurden und andere von ihnen noch vor der Wende aus Litauen zu ihren Familien in die Bundesrepublik ausreisen durften, so dass nach der Wende in Litauen noch vielleicht 1 000 Wolfskinder lebten. Ein Teil von ihnen erlangte nach vielen Mühen doch noch die deutsche Staatsangehörigkeiten und zog nach Deutschland um, viele verstarben mit der Zeit, so dass sich heute in Litauen nur noch etwa hundert Menschen als Wolfskinder bekennen.

Die Veröffentlichung ist in chronologischer Folge aufgebaut: Erinnerungen an die Zeit vor der Erstürmung Ostpreußens 1944, die Stunde Null, das elende Sterben der Eltern und Verwandten verbunden mit Hunger und Gewalt in Nordostpreußen, die Flucht nach Litauen, Begegnungen dort mit der Bevölkerung und mit litauischen Partisanen sowie Vertretern der Staatsmacht, die Aufnahme in litauische Familien, das Schicksal derjenigen, die von den Sowjets nach Sibirien verbannt oder in die DDR abgeschoben wurden, die Versuche, nach Deutschland auszuwandern und vor allem die heutige Situation der Wolfskinder in Litauen. Ein Sonderkapitel über die von der Journalistin für drei Wolfskinder arrangierten Reisen in das Kaliningrader Gebiet ergänzt dieses Buch. Da in den jeweiligen Abschnitten nur die dort passenden Erinnerungsbruchstücke der Wolfskinder erzählt werden, fällt es sehr schwer, das ganze Schicksal eines bestimmten Wolfskindes zu rekonstruieren. Vermutlich ist das auch so gewollt, weil die einzelnen Schicksal sich letztlich sehr ähneln und allesamt zeigen, dass man nur mit Glück überleben konnte. Der Autorin geht es mehr darum, dieser vergessenen Gruppe Hilfe und Teilnahme zukommen zu lassen, als einzelne Personen vorzustellen. Die heute am Leben verbliebenen Wolfskinder in Litauen sind alt und krank. Die meisten von ihnen bekommen lediglich eine kleine Rente unter dem litauischen Existenzminimum von 700 Litas (das sind etwa 250 Euro). Die von v. Stetten ins Leben gerufene Stauder-Stiftung (Konto 5431416 bei der Landesbank Baden Württemberg, BLZ 60050101) gewährt ihnen eine direkt ausgezahlte Unterstützung von 100 Euro monatlich, die vorrangig für die Krankenpflege

¹³ Ruth Kibelka: *Wolfskinder. Grenzgänger an der Memel*. 2. erw. Aufl. Berlin: BasisDruck-Verlag 1997. 247 S.

vorgesehen ist.

Beim Lesen der Erinnerungen der Kinder in Ostpreußen kommt auch die Autorin nicht darum herum, die Frage zu stellen, warum die Rote Armee hier so bestialisch gegen die dortige Bevölkerung vorging. Sie meint, dass der Grund in dem Hass auf Preußen, das von den Sowjets als Hort des Militarismus gesehen wurde, lag, wobei man Ostpreußen mit Preußen gleichsetzte. Das ist sicherlich nicht der Hauptgrund. Es lag wohl an der Heeresleitung dieses Frontabschnitts, die die Disziplinlosigkeit nicht bekämpfte und sogar die Soldaten zur Gewalt ermunterte, und später an der völligen Unfähigkeit der Militärverwaltung im Königsberger Gebiet, gegen den Hunger und die völlige Zerstörung der Infrastruktur vorzugehen. An anderen Frontabschnitten gab es nicht so viele schrecklichen Ausfälle gegen die Zivilbevölkerung. Der große Hunger im Königsberger Gebiet brach 1946-1948 aus. In diesen Jahren wurde Litauen, vor allem die Region entlang der Grenze zum Königsberger Gebiet, von zehntausenden bettelnden und nahrungsuchenden Ostpreußen überschwemmt.

In einem Beitrag noch vor der Wende habe ich mich gewundert, dass in den mir vorliegenden Erinnerungen der Ostpreußen nirgends von Gewalt durch die Litauer geredet, sondern den Litauern höchstes Lob ausgesprochen wurde.¹⁴ Heute wissen wir, was auch Sonya Winterberg bestätigt, dass auch in Litauen Gewalt, Arbeitsausbeutung und sogar Vergewaltigungen vorkamen, das jedoch eher Einzelfälle waren, so dass auch Winterberg die große Hilfe der Litauer gegenüber den Deutschen hervorhebt, obwohl sie damals selbst verfolgt und unterdrückt wurden. Daher meint die Autorin zu Recht, dass die gewährte Hilfe ein Zeichen des Widerstandes gegen die sowjetische Macht war. Hinzu kam es jedoch, dass die Bevölkerung in Litauen an Bettler gewöhnt war, und eine verweigerte Unterstützung für Bettler als so etwas wie eine Sünde galt. Wie in allen Ländern, so auch in Litauen, fällt es auf, dass größtenteils das einfache Volk die Hilfe gewährte, seltener die Bildungsschicht. Die Autorin verweist immer wieder darauf, dass es der Bevölkerung verboten war, Deutsche aufzunehmen. Allerdings ist kein Fall bekannt, dass eine Aufnahme der Deutschen mit Verhaftung oder gar Verbannung geahndet worden wäre. Aber die Familien, die deutsche Kinder aufnahmen, mussten diese Kinder den Behörden melden. Nicht wenige von solchen Kindern wurden nach Sibirien abtransportiert, andere 1951 in die DDR abgeschoben. Zumindest war in diesen Familien die Angst groß, die angenommenen Kinder einem ungewissen

¹⁴ Arthur Hermann: Die Ostpreußen in Litauen 1945-1951. In: Die Grenze als Ort der Annäherung. Köln 1992. S.201-218.

Schicksal auszuliefern, zumal man bis 1951 nicht wusste, ob sie tatsächlich nach Deutschland zurückgebracht würden. Aus diesen Gründen haben die Pflegeeltern den Kindern falsche Papiere besorgt und sie als Litauer ausgegeben oder sie ganz verheimlicht, was zur Folge hatte, dass solche Kinder keine Schulen besuchen konnten und erst viel später nach Stalins Tod angemeldet wurden.

Auf S.119 gibt die Autorin eine Begegnung der Wolfskinder mit litauischen Partisanen wider, wobei die Kinder nach der Feststellung, dass sie keine Nazispione sind, von den Partisanen laufen gelassen wurden. Das ist irreführend. Die Partisanen kämpften gegen die Sowjets, in ihren Reihen gab es sogar immer wieder versprengte deutsche Soldaten, so dass sie sicherlich keine Nazispione verfolgten, zumal es um diese Zeit auch keine Nazispione mehr gab.

Arthur Hermann

* * *

Alvydas Šlepikas: Mano vardas – Marytė (Mein Vorname ist Marytė). Romanas. Vilnius: Lietuvos Rašytojų Sąjungos Leidykla 2012. 181 S. ISBN 978-9986-39-701-4

Auch in Litauen beschäftigt man sich mit den Wolfskindern. Zu diesem Thema ist gerade ein Roman erschienen, in dem echte Erinnerungen zweier Wolfskinder (die Namen sind im Nachwort erwähnt) zu einem Roman verwoben worden sind. Der Hergang des Romans spielt sich in Ostpreußen und in Litauen ab, bis zur Aufnahme eines Kindes in einer litauischen Familie und der Rückkehr des anderen Kindes aus Litauen nach Nordostpreußen, von wo er in die DDR entlassen wird.

Arthur Hermann

* * *

Wojciech Kriegseisen: Die Protestanten in Polen-Litauen (1696-1763). Rechtliche Lage, Organisation und Beziehungen zwischen den evangelischen Glaubensgemeinschaften. Wiesbaden: Harrassowitz 2011. VI,350 S. (Jabloniana. 2.) ISBN 978-3-447-06559-7

Wird eine Veröffentlichung nach 14 Jahren übersetzt und neu verlegt, so kann man getrost von der besonderen Bedeutung einer solchen Untersuchung ausgehen. In diesem Fall kommt noch hinzu, dass sie eine echte Forschungslücke schließt. Zwar gibt es zahlreiche neuere Forschungen über die protestantischen Kirchen in Polen-Litauen in der Zeit der Reformation und Gegenreformation, aber keine umfassende Darstellung der evangelischen

Kirchen für die Zeit der Wettiner auf dem polnischen Thron 1696-1763. Die Protestanten erlebten in dieser Epoche den Tiefpunkt ihrer Geschichte, als auf Druck der Katholischen Kirche und des katholischen Adels 1717 die bisherigen Toleranzgesetze aus dem 16. Jahrhundert praktisch aufgehoben, die Protestanten von staatlichen Ämtern ausgeschlossen und die Evangelischen den katholischen Bischöfen unterstellt wurden, so dass die Katholische Kirche über den Bau oder die Renovierung evangelischer Kirchen entscheiden durfte und evangelische Geistliche sich vor einem katholischen Kirchengengericht verantworten mussten. Das Singen in den evangelischen Kirchen wurde verboten und konnte sogar zum Abriss einer Kirche führen. Der Autor meidet jedoch, die schwierige Lage der Protestanten allzusehr in den Vordergrund zu rücken, wie es bislang vor allem evangelische Forscher praktiziert haben, und verweist auf die damalige allgemeine Praxis in den meisten Staaten in Europa, keine Andersgläubige zu dulden. Er meint sogar, dass insgesamt gesehen sich die Protestanten unter den Wettinern keinesfalls in einer aussichtslosen Situation befanden, zumal in den einzelnen Teilen des polnisch-litauischen Reiches sehr unterschiedliche rechtliche Bedingungen herrschten. Die Situation der Protestanten im Königlichen Preußen und in Kurland, die damals zu der polnischen Krone gehörten, wird in dieser Untersuchung nicht berücksichtigt, weil hier die Protestanten rechtlich abgesichert waren und weiterhin die Mehrheit der Bevölkerung stellten. Aber auch in Kronpolen und im Großfürstentum Litauen war die Ausgangslage recht unterschiedlich, da in Litauen die Glaubensfreiheit im dritten Litauischen Statut verankert war und hier im Unterschied zu Polen die evangelischen Gemeinden den Charakter von juristischen Personen beibehielten. Nicht übersehen werden darf auch der Umstand, dass die Adelsprivilegien in Polen-Litauen den Adligen die Konfessionsfreiheit auch im 18. Jahrhundert garantierte. Aber da der evangelische Adel immer mehr in die Minderheit geriet, war er nicht mehr in der Lage, seine Anliegen auf den Land- und Reichstagen anzubringen und durchzusetzen. Die evangelischen Gemeinden außerhalb der großen Städte verblieben im 18. Jahrhundert nur dort am Leben, wo sie ein adliger Patron beschützen konnte. Ein solcher Patron konnte auch ein katholischer Adelsangehöriger sein, vor allem dann, wenn dieser gezwungen war, frühere Zusagen eines vormals evangelischen Patrons an die Gemeinde weiterhin aufrecht zu erhalten, wie es bei den evangelischen Gemeinden auf dem früheren Besitz der Radziwills der Birzener Linie der Fall war. Außerdem war der Anteil des protestantischen Adels in Litauen größer als in Kronpolen. Die Reformierte Kirche im Großfürstentum Litauen, die sogenannte Litauische Unität, konnte auf eine gut organisierte synodal-presbyterianische Kirchen-

struktur mit sechs Distrikten und alljährlichen Landessynoden bauen. Um 1717, als die Gleichberechtigung der Konfessionen aufgehoben wurde, gab es im Großfürstentum etwa 45 reformierte Gemeinden, von denen allerdings nur noch 28 aktiv waren und 12 als Filialen fungierten; 1754 führte ein Verzeichnis noch 38 Gemeinden mit 25 Kirchenbauten. Wenn z.B. in Warschau keine einzige protestantische Kirche übrigblieb, so konnte die reformierte Kirche in Vilnius überstehen, allerdings durften hier fortan keine Synoden mehr stattfinden.

Die evangelischen Kirchen suchten in dieser Zeit verzweifelt nach Möglichkeiten, die vormals gültige Religionsfreiheit von vor 1717 wieder zu erlangen. Man bemühte sich, Fürsprecher im Ausland - vor allem in Preußen, Großbritannien und Russland - zu finden, was allerdings dem Ruf der Protestanten eher schadete, denn nun wurden sie in der Öffentlichkeit als Staatsverräter deklariert. Die andere Möglichkeit sah man in der verstärkten Wirksamkeit des protestantischen Adels in den Land- und Reichstagen, wo Gesetze vorbereitet und beschlossen wurden. Da die Evangelischen jedoch nur wenige Delegierte stellen konnten, versuchte man katholische Delegierte und sogar Bischöfe zu bestechen. Große Geldsummen wurden im In- und Ausland für diesen Zweck gesammelt, brachten jedoch letztlich nichts ein. Erst unter König Stanislaus August Poniatowski wurde die Religionsfreiheit 1768 wieder gesetzlich verankert.

In dieser Untersuchung beschäftigt sich der Verfasser nicht nur mit der rechtlichen Lage der Protestanten unter den Wettinern. Er geht auch ausführlich auf die beiden reformatorischen Zweige der Protestanten, die Reformierte und die Lutherische Kirche, ein. Er beschreibt nicht nur ihre wirtschaftlichen Grundlagen und die Beziehungen untereinander, sondern auch die Beziehungen der beiden evangelischen Kirchen zu der Katholischen Kirche. Er beschließt seine Untersuchung mit einem Überblick über den evangelischen Adel und seine Besonderheiten. Die Übersetzung dieses Grundwerkes dürfte daher auch in Deutschland die Kenntnisse über die Lage der Protestanten in Polen-Litauen vertiefen.

In der Einleitung wird darauf verwiesen, dass der übersetzte Text vom Autor überarbeitet und die seit 1996 erschienene Literatur einbezogen ist. Das trifft allerdings nicht auf die litauischsprachigen Veröffentlichungen zu. Aber da der Autor das Archiv der Litauischen Reformierten Kirche sorgfältig studiert hat, ist er in der Lage, die Situation dieser Kirche bestens darzustellen. Die Ortsnamen werden durchwegs in der polnischen Sprache angegeben, die erheblich von den heute außerhalb Polens liegenden Ortsnamen abweichen. Im Ortsnamenverzeichnis wird allerdings auf die heutige Namensform verwiesen.

Die Personennamen werden nur auf Polnisch geführt. Fragwürdig ist die Verwendung des Begriffs „Provinzialsynode“ für die Landessynoden der einzelnen Unitäten, da die reformierten Kirchen in Polen-Litauen keine Einheit und keine gemeinsame Leitungsorgane bildeten und völlig eigenständig agierten. Man kann daher diese Synoden keinesfalls mit den Provinzialsynoden der Preußischen Landeskirche gleichsetzen.

Arthur Hermann

* * *

Theodor Lepner: Prūsų lietuvis – Der Preusche Littau. Parengė Vilija Gerulaitienė. Vilnius: Lietuvos Istorijos Institutas 2011. 257 S.. Ill. (Dt.-Lit.) ISBN 978-9955-847-39-7

Dieses ehrwürdige Werk ist eine der frühesten Quellen über das Leben und die Bräuche der Litauer in Preußen: 1690 verfasst von Theodor Lepner (ca.1633-1691), zum ersten Mal 1744 in Danzig, danach 1848 in Tilsit gedruckt und 2009 als Reprint im Verlag Kessinger Publishing wieder den Lesern zur Verfügung gestellt. Die Ausgabe von 1744 beruhte auf einer Abschrift des an die Frau des Kurfürsten Friedrich III, Sophia Charlotta gerichteten Originals. In den achtziger Jahren des 20. Jahrhunderts fand sich im Geheimen Archiv des Preußischen Kulturbesitzes noch eine Abschrift, gewidmet dem Kurfürsten selbst mit einer anderen Widmung und mit zwei farbigen Abbildungen, die in der Ausgabe von 1744 schwarz-weiss wiedergegeben wurden. Der Text der wiedergefundenen Handschrift unterscheidet sich nur unwesentlich von der Druckausgabe. Allerdings gab es in der Ausgabe von 1744 zahlreiche Schreibfehler. Diese wurden in der Ausgabe von 1848 größtenteils verbessert, nicht jedoch die zahlreich falsch abgeschrieben litauischen Wörter. Außerdem musste man anhand des gefundenen Manuskripts feststellen, dass der Danziger Verleger den Text redigiert und einiges verändert hatte. Das alles und vor allem der Umstand, dass dieser Text auf Litauisch bislang nur in wenigen Auszügen zugänglich war, bewog die Herausgeberin zu dieser neuen, sorgfältig vorbereiteten wissenschaftlichen Ausgabe auf Deutsch und Litauisch. Man kann dem Institut für Litauische Geschichte und der Herausgeberin Vilija Gerulaitienė für diese Ausgabe daher nicht genug danken.

Da der Text von Lepner dem Fachpublikum bekannt ist, können wir hier auf eine ausführliche Vorstellung des Textes, in dem Lepner Bräuche, Lebensweise und Religiosität der Litauer im 17. Jahrhundert beschreibt, verzichten. Die Ausgabe gibt die Handschrift an Friedrich III in der genauen wissenschaftlichen Transkription wieder. Dem Text sind eine Einleitung der Herausgeberin über den Verfasser und das Werk und eine kurze Untersuchung

von Irma Šidiškienė über die Ethnographie von Lepner vorgestellt. Von besonderer Bedeutung sind die Fußnoten mit Erklärungen über Personen, Orte und Fachbegriffe.

In der Einleitung fällt bei der Bemerkung über die Krönung des Kurfürsten Friedrich III zum König Friedrich I auf, dass Friedrich als König von Preußen titulierte wird, was nicht richtig ist. Er durfte sich nur in Preußen, das nicht zum Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation gehörte, König nennen, daher König *in* Preußen und nicht *von* Preußen. Fragwürdig sind hier Behauptungen, dass die Litauer zu den am meisten unterdrückten Bewohnern in Preußen gehörten und dass der Status der Litauer niedriger als der der Deutschen war. Die im weiteren Verlauf der Einleitung aufgezählten Leistungen Preußens an Litauer sprechen ja gegen solche Ausführungen. Im deutschen Titel ist leider der Vorname des Autors falsch wiedergegeben: Teodor anstatt Theodor. Die Übersetzung ins Litauische ist originalgetreu, zumal wenn man bedenkt, wie viele Schwierigkeiten der Text in seiner barocken deutschen Sprache und mit den uns heute kaum noch bekannten Ausdrücken birgt.

Arthur Hermann

* * *

Johannes Bobrowski Pruzzische Vokabeln: An Old Prussian Glossary introduced and edited by Kristina Brazaitis. Dunedin: 2010, 373 S. (Otago German studies. Edited by August Obermayer. Vol. 25) ISBN 978-0-9582716-5-3.

Die ausgestorbene altpreußische Sprache bewegt die Gemüter der Indogermanisten, Baltologen, Pruthenisten und aller, die mit der tragischen Geschichte des altpreußischen Volkes und dessen Sprache verbunden sind.

Der berühmte deutsche Dichter und Schriftsteller Johannes Bobrowski hat in seinem handschriftlichen Nachlass 583 „altpreußische“ Wörter hinterlassen, die er zwischen 1962 und 1965 aufgezeichnet hatte. Diese Aufzeichnungen werden im Deutschen Literaturarchiv in Marbach als „Pruzzische Vokabeln mit deutscher Übersetzung, 1 Ringbuch = 19 beschr. Bl. u. 32 leere Bl.“ aufbewahrt. Sie wurden der Bearbeiterin des vorliegenden Buches Dr. Kristina Brazaitis zur Verfügung gestellt und von ihr besprochen.

Dem Schriftsteller, der in seinem Werk sein inniges Verhältnis zu den baltischen Völkern bewiesen hat, waren Überreste des Altpreußischen bekannt. Ostpreußen war seine Heimat. Er wurde am 9. April 1917 in Tilsit geboren und besuchte von 1928 bis 1937 die Schule in Königsberg. Bobrowski war also mit der ehemaligen altpreußischen Umgebung vertraut und hat zum Thema

Altpreußen Verse verfasst. Das Wort *altpreußisch* wurde laut Brazaitis (S. 13) zum ersten Mal in seinem Poem *Altpreußische Elegie* verwendet.

Brazaitis bespricht den bekannten Terminus *Pruzzi*. Sie zitiert Eberhard Haufe, der festgestellt hat, dass die Frau von Bobrowski altpreußischer Herkunft war. Tatsächlich war die Frau von Bobrowski, Johanna Budrus, litauischstämmig.

Des Weiteren schildert die Verfasserin kurz die Geschichte Altpreußens (S. 16–18) und hebt die Tatsache hervor, dass noch heute 12 Personen Altpreußisch sprechen würden. Bekanntlich ist das Altpreußische Ende des 18. Jh. ausgestorben, und die Versuche, der Sprache ein neues Leben zu geben, können unterschiedlich interpretiert werden. Diese Sprache bezeichnet Brazaitis als revidierte Version des Altpreußischen und sagt leider nicht, was sie selber zu diesem Thema denkt.

Hinzu wird ein kurzer Überblick über die Kultur von Altpreußen sowie über die Sprache selbst und ihre Denkmäler (S. 16–26) gegeben. Das sind allgemein bekannte Tatsachen, die noch einmal aufgezählt werden, ohne sie zu interpretieren oder Stellung zu ihnen zu nehmen.

Bei der Besprechung der Methodologie der Analyse der von Bobrowski aufgezzeichneten apr. Wörter beruft sich die Verfasserin auf einige gut bekannte Quellen, wie die Werke von Julius Pokorny, Ernst Fraenkel und Vytautas Mažiulis. Sie stützt sich auch auf die Arbeiten von Letas Palmaitis. Im Grunde genommen wird jedoch die neueste Literatur nicht berücksichtigt. Vielleicht war der Verfasserin der Zugang im fernen Australien schwierig, vielleicht waren in anderen Sprachen (wie z. B. auf Russisch) geschriebene Werke schwer zu verstehen. Wie dem es auch sei, das Literaturverzeichnis umfasst nicht alle zum Thema vorhandenen Werke.

Den größten Teil des zu besprechenden Buches bildet die Bearbeitung des von Bobrowski aufgeschriebenen altpreußischen Wortschatzes nach einem von der Verfasserin ausgewählten Schema. Zuerst werden das Wort von Bobrowski und seine deutsche Übersetzung angegeben sowie Eigennamen aufgeführt, danach die Quellen: das Elbinger Vokabular, das ethymologische Wörterbuch der altpreußischen Sprache von Vytautas Mažiulis und das Wörterbuch von Letas Palmaitis, das interessant ist, aber manchmal als umstritten bezeichnet werden kann. Danach folgen die Eigennamen, so weit sie vorhanden sind, und ihre Lokalisierung. Des Weiteren wird die rekonstruierte Form angegeben sowie ihre mögliche indogermanische Entsprechung, auf Pokorny gestützt. Die Meinung der Verfasserin widerspiegelt sich kaum und das ist verständlich. Kristina Brazaitis ist keine Pruthenistin. Z. B. sie bespricht die bei Brodowski bei *ape* „Fluss“ angeführten Eigennamen *Angerapp*, *Absteinen*, *Aplenken* und betont

vollkommen richtig, dass *Absteinen* und *Aplenken* keinen Zusammenhang mit apr. *ape* haben. Den apr. Flussnamen *Angerapp*, aufgezeichnet 1326 als *Wangrapia*, *Wengrapia* bei Georg Gerullis in seinem berühmten Werk *Die altpreußischen Ortsnamen* (1922: 195), führt Brazaitis aber zu apr. **wang-* obwohl diesem Flussnamen ein Kompositum apr. **Wangr-* *ape* oder **Angur-* *ape* zugrunde liegt (s. Gerullis ibd. und Biolik 1996: 209–211) (S. 56).

Bei *apse* „Espe“ hatte Bobrowski drei Eigennamen *Abschwangen*, *Absmedien* und *Abschruten* hingeschrieben. Die ersten zwei haben den Zusammenhang im Bestimmungswort mit apr. *abse*, nicht jedoch *Abschruten*, das keinen Zusammenhang mit dem Altpreußischen hat und auf lit. *ópšras*, *opšrùs* „Dachs“ zurückzuführen ist. Diese Erklärung fehlt bei Brazaitis (S. 56–57).

Bobrowski hatte vollkommen begründet *augtas* „hoch“ aufgeführt. Gestützt auf den apr. Personennamen *Auctume*, den Anführer der Pogesanier. Apr. **aukta-* haben einige Autoren der apr. Wörterbücher rekonstruiert, wie z. B. das von der Verfasserin bei jedem Lemma zitierte Werk von Mažiulis und wie Brazaitis bei *aukctimmisku* „Obrigkeit“ bemerkt (S. 71–72).

Ferner behandelt die Verfasserin das angebliche altpreußische Wort bei Bobrowski *avaytos* „Himbeeren“ (S. 73) und bemerkt, dass es kein apr. Wort ist. Zum apr. Ortsnamen *Aweiden*, den Bobrowski zusammen mit *avaytos* anführt, gibt es keine Erklärung bei Brazaitis. Es sollte m. E. aber unterstrichen werden, dass dieser Name kaum einen Zusammenhang zu *avaytos* hat. In diesem, wie in anderen Fällen, wo ein Eigennamen bei Bobrowski angeführt wird, wäre die Stellungnahme der Autorin zu erwarten. Brazaitis nimmt an, dass **avaytos* von Bobrowski „an artificial Baltic archaism in OP“ sein könnte. Bobrowski hat dieses Wort erfunden, gestützt auf vorhandene Benennungen der Beeren und Früchte im Elbinger Vokabular, wie *krichaytas* „Kriechen“ E 621, *sliwaytos* E 619 „Pflaumen“ und *wisnaytos* E620 „Kirschen“. Sie werden als Lehnwörter betrachtet, als Germanismus (*krichaitos*) und Slavismen (*sliwaytos* und *wisnaytos*), und auf das lit. Wort *avietė* „Himbeere“, das zu lit. *avis* „Schaf“ gestellt wird. In diesem Zusammenhang sieht der Dichter auch den Ortsnamen *Aweyden*, wo *av-* vorkommt. Zu dem Ortsnamen *Aweiden* s. Blažienė 2005: 23. Man muss unterstreichen, dass dieser Ortsname ohne sichere Ethymologie geblieben ist, aber er kann nicht auf *avaytos* zurückgeführt werden.

Der Leser findet unterschiedliche apr. Wörter, die Bobrowski in sein Wörterverzeichnis eingetragen hat. Das sind Wörter, die zur Taufe gehören, wie *aumusman* „Abwaschung“ (S. 64), *astin* „Ding, Handlung“ (S. 73), oder die Ordinalzahlen *antārs*, *anters* „der zweite“, *asmas* „der achte“ (S. 75–76). Brazaitis gibt im Anhang die Klassifikation der apreußischen Wörter an und

unterscheidet Substantive, Verben, Adjektive und Adverbien, Präpositionen, Zahlwörter, Eigennamen (S. 335 ff.).

Bei Bobrowski ist das Wort *bora* „Kiefernwald“ fixiert. Mit Recht bemerkt Brazaitis, dass es so ein apr. Wort nicht gibt (S. 77). Man kann nicht behaupten, dass der Dichter das Wort den Eigennamen entnommen hat, die Brazaitis anführt *Borek*, *Borken*, *Borrek*, *Borowen* mit der Behauptung, dass diese Ortsnamen auf poln. *bór* „Kiefernwald“ zurückzuführen sind (vgl. aber NMP 1996: 281 ff, wobei die ON *Borek* zu poln. *borek* „maly las“ („kleiner Wald“) gestellt werden). Bobrowski konnte auch das Appellativum poln. *bór* bekannt sein. Die Eigennamen *Boritten* und *Bordehnen*, die Bobrowski zusammen mit *bora* angeführt hat, erklärt Brazaitis nicht, obwohl sie soeben das Buch von Rozalia Przybytek zitiert, in dem beide Ortsnamen besprochen werden. Der Zusammenhang mit poln. *bór* ist bei *Boritten* auszuschließen, geschweige von *Bordehnen* (s. Przybytek 1993: 32, 38).

Das nächste Lemma von Bobrowski *berse* „Birke“ wird von zwei Ortsnamen *Bersnicken* und *Berslack* begleitet. In beiden Ortsnamen steckt apr. *Berse*. *Bärslack*, nach dem 2. Weltkrieg *Narvskoje*, lag bei Gerdauen (nicht Gerdau) (S.77–78).

Interessant sind alle von Bobrowski angeführten Wörter, die nicht auf apr. Quellen zurückgehen, wie z. B. *bala* „Sumpf“ und die zu ihm hinzugefügte Ortsnamen *Balischken*, *Balga* (S. 78). Brazaitis rekonstruiert apr.**bala*. In diesem Fall wäre ein Hinweis auf Przybytek (1993: 17) notwendig, die apr.**balo* „Sumpf, Morast“ aus dem Seennamen *Balingen* rekonstruiert. Die Altpreußen hatten wohl nicht nur ein einziges Wort zur Bezeichnung von Sümpfen, vgl. bezeugtes *pelky* „Bruch“, rekonstruiertes **baltan* „Sumpf, Morast“ (Toporov 1975: 189–190; Mažiulis 1988: 132). Die altpreußischen Stammgebiete (terrae) zeichneten sich durch ein niedriges und sumpfiges Relief aus. Noch ein zusätzliches Wort für sumpfiges Gelände wäre durchaus denkbar. Der Orstname *Balga* ist m. E. deutscher Herkunft, deshalb habe ich ihn in meiner Monographie von 2005 nicht einer ethymologischen Analyse unterzogen.

Bei der Besprechung des Lemmas *dambo* „Schlucht“ und des Ortsnamens *Dambitzen* (S. 87) bemerkt Brazaitis, dass der ON nichts mit apr. **daubo* zu tun hat. Das haben bereits eindeutig die polnischen Autoren von *Nazwy miejscowe polski (Polnische Ortsnamen)* im Jahre 1996 gesagt (NMP 1996: 323). Das genannte Wörterbuch der polnischen Ortsnamen darf man einfach nicht übergehen. Bei dem Lemma *duckis* „Hamster“ wird der Eigenname *Duckstein* angeführt. Brazaitis sagt, dass *Duckstein* ein bekannter Familien-

name ist, aber gibt nicht konkret an, wo? (S. 90).

Unter der Nr. 124 führt Bobrowski apr. *gudde* „Gesträuch, Busch“ und die Eigennamen *Gudden*, *Guddas*, *Kudick* (?), *Gudnick* an (S. 107–108). Brazaitis bespricht die Eigennamen und sagt, dass der Ortsname *Guddas* auf einen Personennamen *Gudas* zurückzuführen ist und der seinerseits auf apr. **gudē*. M. E. ist bei diesem PN nur an lit. *gūdas* „Weißbruse (manchmal Pole oder Russe)“ zu denken (s. LPŽ I 735), vgl. aber *Duden Familiennamen. Herkunft und Bedeutung* S. 296, wo der Personennamen *Gud(d)at* aus Ostpreußen zu dem baltischen Stamm *gud* „Wald, Heide“ gestellt wird. Dieses Wörterbuch wurde von sehr guten Kennern der anthroponymischen Systemen Europas, Rosa und Volker Kohlheim, bearbeitet. Den Ortsnamen *Gudnick* behandelt Brazaitis gestützt auf Gerullis und Przybytek, aber hebt nicht hervor (das sollte man eigentlich machen), dass das heutige polnische *Gudnicki* 1342 als *Gunthenithen*, *Gunthenithe*, *Guntheniken* belegt, später *Gudnicken* durch Synkope und Angleichung an apr. *gudde* entstanden ist (Przybytek 1993:83). Das andere *Gudnick* 1427 ist als *Godenick* belegt (Gerullis 1922: 47) ist auf apr. *gudde* zurückzuführen (Przybytek 1993:83). *Kudick* ist am ehesten ein Personennamen, vgl. die Personenamen lit. *Kūdikas*, poln. *Chudzik* (LPŽ I 1102).

Auf Ortsnamen *Grabow*, *Grabau*, *Grabnick*, *Grabowo* gestützt führt Bobrowski das Appellativum *grabis* „Buche“ an. Brazaitis (S. 108) behauptet, dass alle polnischen Ortsnamen *Grabow*, *Grabau*, *Grabnicke* und *Grabowo* auf poln. *grab* „drzewo liściaste z rodziny brzoźowatych“, „Weiß-; Hage-, Hainbuche, *carpinus betulus*“ zurückgehen. *Grabnick* wird auf poln. *grabnik* „gaj grabowy“ „Hain von Weiß-, Hage-, Hainbuchen“ zurückgeführt (NMP 1999: 332). Der ON *Grabowo* kann auch anthroponymischer Herkunft sein, vgl. den poln. Personennamen *Grab* (NMP 1999: 340).

Es wurde schon über die Ortsnamen *Absteinen* und *Ablenken* gesagt, die Bobrowski zu apr. *ape* „Fluss“ gestellt hat, und betont, dass Brazaitis diese Namen vollkommen begründet vom apr. *ape* getrennt hat. Auf der S. 109 kommen diese Ortsnamen noch einmal vor, wobei die Autorin in den beiden das Präfix *ap-* sieht, obwohl weder *Absteinen* noch *Ablenken* dieses Präfix haben. Der Ortsname *Absteinen*, lit. *Ópstainiai*, wird zu dem Flussnamen *Apsta* gestellt und *Ablenken*, lit. *Óplankis* zu lit. *aplankà* „Krümmung“ (Pëteraitis 1997: 272; Deltuvienė 2006: 226).

Noch ein von Bobrowski erfundenes apr. Wort ist unter der Nr. 128 angeführt und zwar als *gau* „Kuh“ mit den Ortsnamen *Gauden*, *Pogauen* (S. 110). Vollkommen richtig sagt Brazaitis, dass Bobrowski (ich finde die Angabe **gau* nicht korrekt) *gau* den verschiedenen Wörtern, genauer gesagt den zwei Orts-

namen entnommen hat. Ob er sich dabei auf das lett. *govs* „Kuh“ berief, ist nicht sicher, obwohl das lettische Wörterbuch von Karl Mülenbach ihm bekannt gewesen sein könnte. Ob Bobrowski das apr. Wort *klente* „Kuh“ bekannt war, ist auch unklar, auch wenn das von ihm zusammengestellte Verzeichnis die Annahme zulässt, dass er die apr. Sprachdenkmäler recht gut kannte. Ihm fehlten allerdings sprachwissenschaftliche Kenntnisse, sonst hätte er nicht mit dem Wortklang so gespielt.

Das zeigt auch *juvis* „Erbe“ und der Eigenname *Juwendt* (S. 129). Derjenige, der sich mit dem Sprachsystem, in diesem Fall mit dem Eigennamensystem auskennt, benutzt allerdings zur Unterstützung seiner Überlegungen keine eingedeutschen Formen der baltischen Ortsnamen.

Brazaitis bemerkt treffend, dass apr. *insuwis* „Zunge“ keinen Zusammenhang mit den Ortsnamen *Inse* und *Insterburg* hat, wie Bobrowski annimmt (S. 130–131).

Bei manchen Lemmas mit den Eigennamen geht Brazaitis sicher um. Sie erklärt, dass *Kadienen*, *Kettenau*, *Kettendorf* keinen Zusammenhang mit apr. *kadegis* „Wachholder“ haben können (S. 139–140).

Bobrowski hat *kampe* als „Flussinsel, Erhöhung in nassen Wiesen“ notiert und den Ortsnamen *Kamplack* hinzugefügt (S. 141). Brazaitis analysiert dieses Wort professionell. Nur das Beispiel von LBV bei *kampe* wäre bei *kape* angemessen (S. 140).

Mit apr. *kirsnan* „schwarz“ werden die Personennamen *Kirschnick*, *Kirstein* (S. 145–146) angeführt. Mit der Slavisierung des dt. Personennamens *Kürschner* konnten die Überlegungen von Brazaitis stimmen. Bei baltischen Personennamen ist mir dieser Personenne unbekannt (vgl. aber die lit. Personennamen *Kirsnis*, *Kirsnėlis*, *Kirsnickas*, *Kirsnėuskas*, die zu apr. oder jatvingisch *kirsnan* gestellt werden (Zinkevičius 2008: 561)). Vollkommen richtig, dass der dt. Personenne *Kirstein*, der auf *Christian* zurückgeht (FN 377), in *Groß* und *Klein Kirstendorf* erhalten geblieben ist. Ins Polnische wurde aber der Name als *Kiersztanowo* und nicht *Kierszanowo* übernommen. Brazaitis gibt leider keine Quellen bei der Erklärung dieser Namen an.

Bei *krixtieno* „Erdschwalbe“ führt Bobrowski den Ortsnamen *Kraxtepellen* an (S. 147). Die Verfasserin leitet diesen Namen von dem Flussnamen *Kraxtepelle*, der der Rezensentin unbekannt ist. Ich finde in der Erklärung dieses Flussnamens Einiges von Maria Biolik (1996: 99–100). Die Rezensentin hat den Ortsnamen im Jahre 2000 besprochen (Blažienė 2000: 70). Brazaitis führt zwar das Buch im Literaturverzeichnis an, aber es scheint, als ob sie keinen Gebrauch von ihm gemacht hat. Ich will nicht behaupten, dass meine

Überlegungen einwandfrei waren, aber die Belegreihe ist ziemlich zuverlässig angeführt, so dass die Verfasserin des zu besprechenden Buches aus ihr einige Ideen hätte schöpfen können.

Bobrowski hatte als Dichter intuitiv manche litauische Wörter als altpreußisch betrachtet, wie z. B. *klykis* „Weihe“. Man kann heute kaum sagen warum, schließlich war der Dichter kein Linguist. Sein Anliegen war wohl einfach eine Liste der Vokabeln, die er für Altpreußisch hielt, zusammenzustellen, um sie in seinem Werk zu verwenden.

Des Weiteren wären einige Bemerkungen zu dem Ortsnamen *Kirschnock* (?) fällig (S. 149). Völlig richtig stellt die Autorin fest, dass dieser Name mit dem Dorfnamen *Kirchnabeck* in Verbindung gebracht werden kann. Das Bestimmungswort wäre aber nicht mit dem apr. *kirscha(n)* „über“ zu verbinden, sondern mit dem Flussnamen *Kirsna* (s. Blažienė 2005: 84).

Es ist wirklich spannend zu erfahren, welche Vokabeln den Dichter interessiert haben, wie z. B. *kresil* „Stuhl“ (S. 166) aus dem Ortsnamen *Sawliskresil* später *Sonnenstuhl*; *kaulai* „Knochen“ (lit. Pluralendung) (S. 166–167); *langa* „Hain“ (im Altpreußischen nicht belegt) (S. 168). Die mit *langa* angegebenen Ortsnamen *Langankan*, *Lamgarben* und *Langheim* unterstützten die Meinung der Rezensentin, dass der Dichter ganz eigene Vorstellungen von der Sprache hatte. Manches hat er erfunden oder falsch notiert wie *Langankan*. *Langheim* ist eingedeutsche Variante von **Lank-kaim-* (*Lankaym*). Dem Leser hilft es kaum, dass die Autorin bei Besprechung von *Lamgarben* auf Gerullis (1922: 81) hinweist, wo er den Namen *Lama-sila* bespricht. Gerullis hat keinen Zusammenhang mit *langa* gesehen. Das sollte man auch betonen. Dabei entsteht die Frage, aus welcher Quelle Bobrowski die Eigennamen geschöpft hat. Die Zuordnung zu Appellativen ist in vielen Fällen sehr fraglich und unklar (z. B. *lise* „kriecht“ und die Ortsnamen *Laxdoyen*, *Lachsbach* (*Rauschen*) S. 176–177). Manche Eigennamen konnten analogisch zu den Bedeutungen erdacht werden (z. B. der Ortsname *Letten*, vgl. *layso* „let (Letten=Tonerde)“ S. 174–175).

Der Dichter rekonstruiert aus dem Ortsnamen *Malcekuke*, später *Mehlsack*, das Appellativum *malcekuku* (*melchikuk*) „Gehölz der Unterirdischen“. Gerullis (1922: 94) hatte diesen Namen ohne Erklärung belassen. Vielleicht aus diesem Grunde hat Bobrowski seine eigene „Ethymologie“ vorgeschlagen und das Bestimmungswort mit apr. *malko* verbunden, d. h. er hat *malce-* als **malke* gelesen, obwohl schon Kazimieras Būga (1961: 677) den Ortsnamen als **Malsekukis* interpretiert hat, vgl. lit. *malšyti* „(sich) beruhigen“ (Przybytek 1993: 209). Brazaitis führt die Rekonstruktion von Letas Palmaitis an, die wirklich Anerkennung verdient (S. 182).

Wie der Dichter mit den Wörtern spielt wird auch aus dem von ihm geschaffenen Wort *nara* 'Wasser, See' ersichtlich. Bobrowski hatte dieses Wort dem See- und Flussnamen *Nariensee-* und *-fluss* entnommen. Er hat also gespürt, dass dieser Weg, aus den Eigennamen Appellativa zu schaffen, durchaus möglich ist und zur Bereicherung der Lexik der ausgestorbenen Sprache dienen kann. Viel später wird der berühmte ukrainische Baltologe Anatolij Nepokupnyj Eigennamen als „Friedhof von Appellativa“ bezeichnen. Vladimir Toporov, Vytautas Mažiulis und die Autorin dieser Rezension haben apr. Appellativa aus den Eigennamen erschlossen. Ich bin nicht so sicher wie Brazaitis, dass Bobrowski bei der Rekonstruktion von **nara* an die litauische Sage von Neringa gedacht hatte. (S. 196–197). Das von Bobrowski angegebene *nara* kann man ruhig als einen Teil der Legende betrachten, anders gesagt als Volksethymologie. Vielleicht gefiel dem Dichter der Klang des Wortes.

Brazaitis hatte mehrere Ortsnamenverzeichnisse zur Hand. Die Frage bleibt jedoch offen, inwieweit sie diese Ortsnamenbücher benutzt hat. Z. B. gibt Bobrowski mit *peise* „Fichte“ die Ortsnamen *Peiskam*, *Peise* an. *Peiskam* hat jedoch nichts mit apr. *peise* zu tun. Der Name wurde 1335 als *Paskaynen* überliefert, später lautete er als *Peisskam*, *Peiskam*, poln. *Piskajmy* (Gerullis 1922: 116; Przybytek 1993: 214). Meiner Ansicht nach sollte die Autorin auf diese Quellen hinweisen, damit keine falschen Deutungen entstehen (S.208).

Fraglich erscheint der Versuch, den Ortsnamen *Pustlauken*, zusammen mit *paustre* „Wildnis“ aufgeführt, zu deuten (S. 210-211). *Pustlauken* ist am ehesten litauischer Herkunft.

In vielen Fällen erklärt die Autorin die von Bobrowski aufgezeichnete Appellativa zuverlässig. Das Problem ist das Fehlen vieler in der letzten Zeit erschienenen Werke, in denen andere Meinungen angeführt sind. Unbeachtet ist das Buch von Wojciech Smoczyński *Untersuchungen zum deutschen Lehnwort im Altpreussischen*, erschienen 2000 in Krakau, geblieben, sowie andere Werke.

Bobrowski stellt zu apr. *swints* „heilig“ die Ortsnamen *Schwenkitten*, *Schwentainen*. Beide Ortsnamen sind belegt: 1294 *Swenkiten* später *Schwenkitten*, poln. *Świękity*, zu einem apr. Personennamen *Swencke* + Suff. **-it-*; 1554 *Schwentainen* od. *Kowahlen*, später *Schwentainen* in der Wojewodschaft Suwałki, poln. *Świętajno*. *Schwentainen* gab es auch bei Allenstein/Olsztyn (Przybytek 1993: 296). Der Autorin war diese Quelle laut dem Literaturverzeichnis zugänglich. Bobrowski kannte *Schwentainen* und nicht *Schwenteinen* (S. 253).

Kristina Brazaitis hat alle 583 Vokabeln von Bobrowski besprochen. Das

Schema wurde schon erwähnt. Die Autorin führt bekannte sprachliche Tatsachen an. Interessant wäre es, von der Autorin zu erfahren, warum Bobrowski diese Liste zusammengestellt hat und aus welchen Quellen er die altpreußischen Vokabeln entnommen hat. Es wäre von großem Interesse, in diesem Buch mehrere Kopien der Handschrift von Bobrowski zu sehen. Zwei Seiten (S. 333-334) sind einfach zu wenig. Dazu ist die Qualität der Kopie nicht die beste, um nicht zu sagen, schlecht.

Die Autorin hat die Vokabeln klassifiziert, aber keine Schlussfolgerungen zu den einzelnen Gruppen der Vokabeln gemacht. Hilfreich ist bei der Klassifikation von Appellativa der Hinweis auf die Nummer, unter welcher das Wort bei Bobrowski erscheint. Leider fehlt dieser Hinweis bei den Eigennamen. Brazaitis hebt die von Bobrowski rekonstruierten Wörter extra hervor (S. 346-354).

Die Rezensentin vermisst hierbei den literarischen Geist. Die Fragen bleiben offen, was das Verhältnis der *Pruzzischen Vokabeln* des Dichters zu seinem Schaffen angeht. Das Kapitel §3 (S. 12–16) hat mich nicht überzeugt, dass das Thema erschöpft wäre. Ansonsten gibt es in anderen Kapiteln zur Geschichte von Altpreußen und Sprachdenkmälern nichts Neues. Es sind viele wertvolle Tatsachen nicht erwähnt, wie z. B. das berühmte Thesaurus von Vladimir Toporov usw.

Ich war überrascht, dass mein Buch von 2000 sowie das Buch von Maria Biolik der Internetseite <http://donelaitis.vdu.lt/prussian/bookart.htm> entnommen wurde. Ich (und so viel mir bekannt ist, auch der Steiner Verlag) habe kein Erlaubnis gegeben, die Bücher der Reihe *Hydronymia Europaea* so zu veröffentlichen. Aber das konnte die Verfasserin nicht wissen. Das Literaturverzeichnis weist einige Korrekturfehler an.

Kristina Brazaitis ist es zu danken, dass sie die *Pruzzische Vokabeln* von Johannes Bobrowski der baltisch bzw. altpreußisch interessierten Öffentlichkeit zugänglich gemacht hat. Die neuen Anregungen werden für nachfolgende Forschungen des Werkes von Johannes Bobrowski von großem Nutzen sein.

Grasilda Blažienė

Literatur

Biolik M., Die Namen der fließenden Gewässer im Flussgebiet des Pregel (=Hydronymia Europaea, Lfg. 11). Stuttgart: Franz Steiner, 1996.

Blažienė G., Die baltischen Ortsnamen im Samland (=Hydronymia Europaea, Sonderband II). Stuttgart: Franz Steiner, 2000.

Blažienė G., 2005, Baltische Ortsnamen in Ostpreußen (=Hydronymia Europaea, Sonderband III). Stuttgart: Franz Steiner, 2005.

Būga K., Rez.: Die altpreussischen Ortsnamen gesammelt und sprachlich behandelt von. Dr. Georg Gerullis, Privatdozent für indogermanische Sprachwissenschaft // *Rinktiniai raštai*, Bd. 3, Vilnius: Valstybinė politinės ir mokslinės literatūros leidykla, 1961, S. 676–677.

Deltuvienė D., Baltiški Mažosios Lietuvos XVI-XVII a. oikonimai. Vilnius : Vilniaus universiteto leidykla, 2006.

FN – Duden Familiennamen. Herkunft und Bedeutung, bearb. von R. und V. Kohlheim. Mannheim: Bibliographisches Institut & F.A. Brockhaus, 2000.

Gerullis G., Die altpreußischen Ortsnamen. Berlin–Leipzig: Walter de Gruyter & Co, 1922.

LPŽ – Lietuvių pavardžių žodynas. Bd. 1–2. Vilnius: Mokslas, 1985–1989.

NMP – Prof. Dr. Pochodzenie. Zmiany. Pod redakcją K. Rymuta. Bd. 1–7. Kraków: Polska Akademia Nauk. Instytut Języka Polskiego, 1996–2007.

Péteraitis V., Mažosios Lietuvos ir Tvankstos vietovardžiai. Vilnius: Mokslo ir enciklopedijų leidybos institutas, 1997.

Przybytek R., Ortsnamen baltischer Herkunft im südlichen Teil Ostpreussens (=Hydronymia Europaea, Sonderband). Stuttgart: Franz Steiner, 1993.

Zinkevičius Z., Lietuvių asmenvardžiai. Vilnius: Lietuvių kalbos institutas, 2008.